

Berliner

Volks-Cribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Cribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 M. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expedition:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
Die „Berl. Volks-Cribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 22.

Sonnabend, den 30. Mai 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Soziales aus Italien. — Der arme Unternehmer. — Freiheit. — Kornzölle in Deutschland nach Geschichte und Statistik. — Vermischtes.

Gedicht. — Novelle. — Warum geht Rußland auf Eroberungen aus? V. — Die soziale Revolution in London. II. — Eine preussische Grundeigentumsstatistik. — Ein Arbeiter-Haushaltungsbudget. — Aus dem sozialen Leben.

Aus der Woche.

— **Zum Streik in Belgien.** Die Zentralfektion der Kammer, welche mit der Prüfung des Antrages Janson auf Revision der Verfassung beauftragt war, ist mit ihrer Arbeit zu Ende. Die Revision wird im Prinzip notwendig erachtet. Ob nun das allgemeine Wahlrecht eingeführt wird, ist freilich doch noch fraglich. Nach Bekanntwerden des Beschlusses hat der Generalrath der Arbeiterpartei die Aufhebung des Streiks proklamiert.

Wir geben eine Korrespondenz der „Kreuz-Ztg.“ aus welcher wohl ziemlich klar hervorgeht, daß die herrschende Klasse absolut nicht daran denkt, den Arbeitern nennenswerthe Konzessionen zu machen. Da sind stärkere Mittel nöthig.

Mit der prinzipiellen Annahme der Verfassungsrevision seitens des Zentralausschusses ist der erste Schritt zu dieser wichtigen in das belgische Staatsrecht tief einschneidenden Reform gegeben. Aber auch nur der erste Schritt, und man würde sich sehr täuschen, wollte man annehmen, daß das Werk der Verfassungsrevision bereits vollendet sei. Die noch zu erfüllenden Formalitäten sind so zahlreich und verwickelt, daß unser in seinen Entschlüssen gewöhnlich nicht übereinstimmendes Parlament eine wahre Dampfabarbeit verrichten würde, falls es die Revision bis zu den Neuwahlen von 1892 beenden könnte. Einen gar seltsamen Eindruck hat der Beschluß der Zentralkommission auf die Arbeiterschaft ausgeübt. Die Führer, welche mit jedem Tage den allgemeinen Muthard sinken sahen, ergriffen begierig die Gelegenheit, sich mit einigen Ehren aus der sicheren Niederlage zu ziehen. Die Arbeiter selbst geben sich zum großen Theile dem Wahne hin, daß mit dem Beschlusse vom letzten Mittwoch schon alles gethan ist, daß sie thatsächlich schon Wähler sind, und daß Belgien, wie der Bergarbeiterführer Callewaert sich dieser Tage in einem Meeting zu Charleroi ausdrückte, nunmehr den Arbeitern gehöre, denn sie würden das allgemeine Stimmrecht nur wenig schäden, wenn es ihnen nicht materielle Vortheile brächte. Sie bilden sich ein, daß die beiden Kammern des belgischen Parlaments nach Einführung des allgemeinen Stimmrechtes eine starke sozialistische Mehrheit aufweisen werden, so daß sie nach Belieben würden wirtschaften können. Der Achthundentag und der Minimallohn von zehn Franken täglich wären im Augenblicke dekretirt. So maht sich in diesen verworrenen Köpfen die Zukunftswelt. Aus diesem Traume wird es schon in den nächsten Wochen ein schmerzliches Erwachen geben. Denn erstens ist an das Ende der Verfassungsrevision vor etwa anderthalb Jahren nicht zu denken. Zweitens wird an Stelle des gegenwärtig herrschenden Wahlsystems keineswegs das allgemeine Stimmrecht treten, da es niemandem einfallen wird, die unreflexen Massen zur Wahlurne zu betreten. Und drittens wird selbst das allgemeine Stimmrecht den Sozialisten keine Mehrheit im Parlamente verschaffen, da den Arbeitermassen einerseits die städtische Bourgeoisie und andererseits die gesammte Landbevölkerung gegenüberstehen werden. Alle Voraussetzungen, welche die Arbeiter an den letzten Beschluß des Zentralausschusses knüpfen, sind daher grundlos.

— **Opfer des Militarismus.** Durch Selbstmord starben in der preussischen Armee im 12. (vgl. sächsischen) und im 13. (vgl. württembergischen) Armeekorps in den Jahren 1884 bis 1888 laut dem amtlichen Sanitätsbericht nicht weniger als 949 Mann. Die höchsten Zahlen hatte das 5. und 3. Armeekorps, die geringste das 7. Armeekorps. 44,6% der Selbstmorde erfolgten durch Erschießen.

— **Ueber nachtheilige Folgen der Schutzollpolitik für die Bauern** wird dem „Berliner Tageblatt“ aus Schleswig berichtet,

daß die Viehpreise bedeutend fallen, die Getreidepreise aber bedeutend steigen. Diese vielen unerwartete Wirkung der Schutzollpolitik macht neuerdings selbst die rabiatesten Agrarier jähig. In agrarischen Kreisen gelangt man endlich zu der Erkenntnis, daß ein Steigen der Getreidepreise nicht immer ein Steigen der Viehpreise hervorruft. Die hohen Viehpreise aber waren es, die manchen Grundbesitzer zu einem Freunde der Kornzölle machten, wenngleich er aus den Zöllen keinen direkten Nutzen zog, da er

eben kein Getreide verkaufen konnte, sondern die geernteten Feldfrüchte verfütterte. Fallende Viehpreise bei steigenden Kornpreisen! das ist für die Mittel- und Kleinbauern ein ebenso unheilvolles wie unerwartetes Ergebnis. Die Viehzüchter sind gezwungen, zu enormen Preisen Futterstoffe anzukaufen. Das kann der Großgrundbesitzer leicht, der Kleingrundbesitzer aber ist genöthigt, sein Vieh schleunigst loszuschlagen. Alle Märkte sind denn auch mit Vieh überfüllt, die Preise fallen, denn das Angebot übersteigt bei Weitem die Nachfrage. Bauern aus dem Mittelstande haben beim Verkauf ihres Viehbestandes Markt 1000 bis 2000 weniger erhalten, als ihnen vor zwei bis drei Monaten geboten wurde. Hier zeigt sich, daß die Schutzollpolitik geeignet ist, den mittleren und kleinen Bauernstand vollständig zu ruinieren. Der Roggenpreis ist in diesen Tagen plötzlich um 1,50 pro 200 Kilogramm gestiegen; Kartoffeln werden mit 9 bis 10 pro Tonne bezahlt; bei den Kleinhandwerkern ist die Noth groß, denn die Bauern halten das Geld, das sie in den „guten, theuren Zeiten“ erworben, bei den fallenden Viehpreisen erst recht fest. In dem Viehzucht treibenden westlichen Schleswig-Holstein folgt der eine Konkurs dem andern; man geht schwerlich fehl, wenn man die Ursache in der jetzigen Wirtschaftspolitik sucht.

— **Wieder weiche!** 1870/71, als Frankreich am Rand des Unterganges stand, haben diejenigen von den patriotischen Bourgeois, welche konnten, natürlich gestohlen, was zu stehlen war. So haben die Eisenbahngesellschaften die Frachtscheine für den ungeheuren Kriegstransport, der zu bewältigen war, gefälscht, auch Kostennoten für Transporte ausgestellt, die gar nicht stattgefunden hatten und die Unterschriften der Militärintendanten nachgemacht. Ein Stück ist sogar zum Vorschein gekommen, das so ungeschickt gefälscht ist, daß man es nicht für möglich halten sollte. Es trägt nämlich die Ueberschrift: 31. August 1870 Französische Republik — während man sich damals noch tief im Kaiserthum befand. Man hatte endlich auch Transporte vom Departementshauptort bis zur Unterpräfektur mit 100 Meilen Weglänge berechnet (von Nevers nach Clamecy), ebenfalls hat man Kiloguttarife für Transporte in Anrechnung gebracht, die einen Monat in Anspruch genommen hatten u. c. Man weiß außerdem, daß die parlamentarische Untersuchungskommission frappante Beweise gefunden hat, daß die Kriegsbehörde die Komplizen dieser Betrügereien gewesen sind.

Herr Rirot, welcher jetzt, nach zwanzig Jahren, den Antrag zu diesen Untersuchungen gestellt hat, erklärte der Kriegsverwaltung, man habe sie um 15—20 Millionen bestohlen. Die Sache wird augenblicklich in der französischen Kammer verhandelt. Die Minister haben fortwährend gezögert, die Sache ernsthaft in die Hand zu nehmen und auch jetzt noch würden sie es wegen des Skandals lieber nicht thun. Die Untersuchungskommission hat sogar eine Note entdeckt, welche auf die Enthüllungen Rirot's Bezug hat und so lautet: Da wir auf die Beweise des Herrn Rirot nichts vorzubringen haben, so ist es besser, mit Stillschweigen über die Sache wegzugehen. Die Eisenbahngesellschaften fürchten keine ernsthafte Bestrafung und wollen die Verhandlungen nicht einmal ernst nehmen. Sie haben sogar die Freiheit, in ihren Rechenschaftsberichten zu schreiben: „Der Minister ist in diesem Prozesse nur angeblich und wenn er gerade (bei den Verhandlungen) anwesend ist, unser Gegner.“

— Diese Korruption in der bürgerlichen Republik drückt Einen nieder. Erbeben wird man dagegen, wenn man etwa folgende Notiz liest:

Vom kleinen König von Spanien, der am ersten Pünktstage fünf Jahre alt geworden ist, entwirft der „Figaro“ folgende Schilderung: Er ist klein, ganz klein, dabei rührig, raslos, sehr späßig, von außerordentlicher Fröhlichkeit. Er träumt von Uniformen, von Regimentern, von Fahnen, von Panzern. Er will keine Pferde von Pappe mehr, sondern er verlangt schon seit zwei Jahren ein rechtes, lebendiges Pferd, um Reuen abhalten zu können. Er buzt alle Welt. Er benimmt die alten Generale mit einem Spitznamen. So heißt der Chef des Militärkabinet's Juanito, der Marschall Martinez Campos — Campitos. Er hat seinen eigenen Kopf. Wenn ihm Etwas, das er verlangt, nicht sogleich gegeben wird, so geräth er in Born, den nur die Regentin durch liebevolle Worte beschwichtigen kann. Was ihn am meisten ärgert, das ist — sich noch ein Kind zu wissen. Er möchte am liebsten schnell groß werden, mit einem Schläge ein Mann sein und besonders einen Schnurrbart tragen. Er begreift nicht, daß der König von Spanien so klein sein kann.

Was für ein Genie muß dieser kleine König von Spanien einmal werden! Und jetzt hat die böse, unmonarchisch empfindende Welt immer gesagt, er habe einen Wasserkopf. Aber das ist natürlich Verleumdung. Er ist eine hoch geniale Natur. „Er träumt von Regimentern“, „verlangt ein lebendiges Pferd“, „buzt alle Welt“, „geräth in Born“, und will einen Schnurrbart — auf den Bauch, Unterthanen und bewundert euren König!

— Aus Anlaß der Thatsache, daß die protestantisch-theologische Fakultät der Universität Straßburg den Sach aufgestellt hat, ein Geistlicher dürfe außerhalb des Amtes Lehren vortragen, die dem Bekenntnisse der Kirche widersprechen, schreibt Herr Stöcker in seiner „Kirchenztg.“: Niemand werde dem Geistlichen die rege Theilnahme am religiösen Studium verargen, jeder sich vielmehr daran freuen; aber das öffentliche Aussprechen von Resultaten dieser Studien, die mit der Bibel und dem Bekenntniß streiten, sei nicht Sache des Pfarrers. Herr Stöcker setzt also voraus, daß das theologische Studium der protestantischen Geistlichen zu Resultaten führen wird, die mit der Bibel und dem protestantischen Bekenntniß im Widerspruch stehen. Sollte man so etwas für möglich halten bei einem Manne, der sich positiv-gläubig nennt? Ist ein Geistlicher durch sein Studium zu „Resultaten“ gekommen, die der Bibel und dem Bekenntniß widersprechen, dann soll er, so verlangt der Stöcker, es nicht öffentlich aussprechen, was er durch sein Studium ermittelt habe, soll also anders predigen, als er denkt, d. h. soll er heucheln!

— In Mainz findet das glorreiche Beispiel der Herren Offiziere, welche einen Civilisten auf offener Straße zusammenstachen, verständnißvolle Nachahmung bei den untergebenen Soldaten. Fast täglich giebt es Säbelstiche und werden Civilisten zusammengehauen und gestochen. Geschicht dem deutschen Reichsbürger schon recht. Wer sich treten läßt, der verdient auch, daß er getreten wird.

— **Ein Kaiser über den Sozialismus** — eine Ente?? Folgende Notiz entnehmen wir mit aller Verwahrung einem brasilianischen Blatt:

Vor einiger Zeit wurde unser Ex-Kaiser Dom Pedro von einem Reporter des „Herold“ interviewt. Diesem gegenüber sagte der Ex-Kaiser wörtlich:
„Acreditava que era infallivel o advento da Republica no Brasil, como acreditado que dentro de 50 annos nao haverá mais uma monarchia no mundo.
O futuro pertence indubitavelmente ao socialismo.
A tendentia da raça humana é procurar o seu bem estar até encontra-lo.“
„Meine Ansicht war, daß die Republik in Brasilien unfehlbar kommen mußte, wie ich überzeugt bin, daß in 50 Jahren keine Monarchie mehr auf der Welt existirt.
Die Zukunft gehört unzweifelhaft dem Sozialismus.
Der menschlichen Rasse wohnt der Trieb inne, ihr Wohlbefinden zu erstreben bis sie es gefunden.“

— Die „Mecklenb. Schulztg.“ theilt die fast ungläubliche Thatsache mit, daß ein 79jähriger und dazu kränklicher Lehrer im Ritterschaftlichen bei 650 M. Einkommen noch immer seiner Stelle vorsteht, um nur nicht zu darben. Es besteht nämlich im Ritterschaftlichen kein Pensionsgesetz, auch keine Vorschrift für die Versorgung der Wittwen, und dem Patron steht es zu, den ausgedienten Lehrer wie einen Ortsarmen zu behandeln. Von einem anderen dortigen Lehrer erzählt das betreffende Blatt, daß er nur 240 M. Gehalt beziehe.

— Im vorigen Quartal brachten wir eine kurze Schilderung der Verhältnisse der schlesischen Handarbeiter, welche in der Schachtelbranche beschäftigt sind. Einem Privatbrief eines Genossen, welcher sich augenblicklich in der dortigen Gegend aufhält, entnehmen wir nun die fast ungläubliche Thatsache, daß die Unternehmer im Frühjahr die Preise noch mehr heruntersetzen wollten, und für 1000 Stück Streichholzschachteln statt 55 Pf. nur noch 45 Pf. zahlen. (Eine Kutter mit drei Kindern stellt in der Woche 3000 Stück fertig.) Die Leute sind so verflaut, daß sie sich die Herabsetzung hätten ohne Widerstand gefallen lassen, wenn nicht — der Landrath!! den Fabrikbesitzern energisch entgegengetreten wäre.

Soziales aus Italien.

Am furchtbarsten tritt der Kapitalismus dort auf, wo er sich noch in seinen Anfangsstadien befindet. Späterhin trifft er auf den Widerstand der Arbeiter, welche gelernt haben, sich zu organisieren, oder erschrickt er vor sich selbst, daß er derartig die Volksgesundheit, sein notwendiges Produktionsrequisit, ruiniert; aber zu Anfang feiert er die wüsten Orgien in dem Blut der Unglücklichen, die ihm unterworfen sind. Lehrreich sind hierfür außer Rußland die Arbeiterverhältnisse in Italien, über welche wir dem konservativen Wiener „Vaterland“ Folgendes entnehmen:

Die Lage der italienischen Arbeiter läßt sich kaum mit Worten schildern: dieselbe dürste, was Lohnverhältnisse, Nahrung, Kleidung, Wohnung betrifft, in keinem Lande der Welt ärger sein. Wir beschränken uns auf einen einzigen Beleg. Fürst Hugo Boncampagni veröffentlichte in der „Rassegna Italiana“ (Oktober 1884) einen Essay über die „Gemeindefinanzen von Rom und deren soziale Wirkungen“, in welchem er beweist, daß die arbeitende Klasse in Rom in Betreff der Theuerung und Beschaffenheit der Wohnräume unter jener von Paris steht, und aus den Lohnverhältnissen Schlüsse zieht auf die Dürftigkeit der Lebensführung dieser Bedauernswerthen. Drei Fünftel aller Arbeiter verdienen einen Tagelohn von Lire 1,75 bis Lire 2,55 (Mk. 1,40—2), ein Fünftel Lire 3 (Mk. 2,40), vom letzten Fünftel zwei Drittel Lire 3,50 (Mk. 2,80) und ein Drittel Lire 5 (Mk. 4) und darüber. Also von 100 Arbeitern hatten etwa 13 einen halbwegs anständigen Tagelohn. Seitdem haben sich aber nicht nur die Löhne vermindert, sondern viele Tausende Arbeiter schleppen — vorzüglich in Folge des Baustrahes — beschäftigungslos ein unsäglich trauriges Dasein hin.

Kaum minder schrecklich ist das Loos der Landbevölkerung, d. h. der kleinen Pächter und der ländlichen Tagelöhner. Beweis dessen das riesige Umsichgreifen der Pellagra, d. h. der Hungerkrankheit. Im Jahre 1850 zählte man in der Lombardei 20 000 an dieser Krankheit Leidende; jetzt sind es deren über 100 000; auf der ganzen Halbinsel sind 500 000 mit dieser Krankheit behaftet. Professor Lambroso versicherte schon vor Jahren, daß in der so fruchtbaren lombardischen Ebene Tausende von Landleuten nur einmal im Jahre Fleisch essen; jetzt denken die Leute überhaupt nicht mehr an Fleisch, sie wären mit der rohesten Polenta zufrieden.

Laveleye erklärt, daß von ihm in Italien vorgefundene Eiend sei so schauerlich und unbeschreiblich, daß er es nur mit dem Schicksale der ägyptischen Fellah vergleichen könne, die ihrerseits ärger daran seien als die Negerklaven.

Vervollständigen wir das düstere Gemälde noch durch einige bezeichnende Züge. Die Fleden und Dörfer Toscanas sind voll von sogenannten pigionali (Miethsleuten, Inwohnern), die von Feldarbeit leben und selten einen Tagelohn von Lire 1,20 (96 Pf.) erreichen. Die im Sommer durch 14 Stunden täglich in den Seidenpinnereien arbeitenden Weiber verdienen kaum 85 Centesimi (68 Pf.). In der schlechten Jahreszeit ist die Noth solcher Familien oft so groß, daß manche das Gras der Weiden mit dem Vieh theilen. Der Pfarrer eines großen Fledens in der Provinz Florenz erzählte einem Gewährsmann der „Civiltà Cattolica“, daß dort 800 Personen des Morgens aufstehen, ohne zu wissen, wovon sie den Tag über leben sollen. Viele von ihnen fristen das Leben von mehr oder weniger euphemistisch verkleideten Felddiebstählen. Es giebt eine Gegend, wo diese Lebensweise zu einer Art Profession ausgebildet ist, deren Mitglieder barullu heißen, des Nachts in irgend einer Behausung sammt einer Schaar Kinder schlafen und unter Tags, nach Möglichkeit forragierend, durch die Felder streifen. Ein reicher Gutsbesitzer war genöthigt gewesen, einen dieser barullu hinter Schloß und Riegel bringen zu lassen, weil er sein Handwerk gar zu ungescheut ausübte. Als der Grundbesitzer sich nach Verlauf einiger Zeit in Geschäften nach Rom begeben hatte, wurde er plötzlich auf der Straße von einem bürgerlich gekleideten, mit einem Ueberroche angethanen und einen Cylinderhut tragenden Mann angehalten. — „Ei, kennen Sie mich nicht, Herr Cavaliere? Ich bin der N.“, rief er. Und es war wirklich derselbe barullu, wie er lebte und lebte. — „Wie! Du bist hier?“ fragte der Edelmann. — „Ja, ich befinde mich in Rom.“ — „Und so gekleidet?“ — „Warum nicht? Ich habe jetzt eine Anstellung bei der Regierung.“ — „Eine Anstellung? Was für eine?“ — „Die eines Vertreters des römischen Volkes.“ — „Was Du sagst!“ — „Ich bekomme täglich zwei Lire, um die Demonstrationen für den König zu machen, wann er ankommt, abreist, vorüberfährt oder auf den Balkon des Quirinals gerufen wird.“ — Der Edelmann war wie versteinert und rief dann aus: „Armes römisches Volk, wie schön wirst Du an der Nase geführt!“

Bei solchen Zuständen, wie die oben, nicht geschilderten, sondern nur skizzirten, werden sowohl die massenhaften Auswanderungen einer bis aufs Mark ausgezogenen Bevölkerung als die blutigen Erzeße einer ausgehungerten Arbeiterschaft und noch manches Andere begreiflich.

Was wird aber das Ende sein?

Der arme Unternehmer!

Auf unsern Angriff „Wie Mutter Erde ausgebeutet wird“ in Nr. 18 erwidert „Frei Land“ in Nr. 20: Wir hatten die Absicht, in Anknüpfung an das neue Buch von

Flürscheim unsere gegnerische Stellung zur Bodenbesitzreform zu präzisieren; da es indessen die Gelegenheit so bringt, werden wir schon jetzt auf die Sache eingehen.

Der Punkt, um den sich alle Argumentation der Bodenbesitzreformer dreht, ist: Das Privateigenthum an Grund und Boden ist die Ursache des Kapitalszinses; denn man kann jedes Gut gegen Bodenbesitz eintauschen, aus dessen Verleihen man eine Miethe herausschlägt, und so hat man denn die Macht, auch für das Verleihen der betreffenden Güter einen Zins zu erhalten.

Diese Argumentation ist auch nach anderer Hinsicht fragwürdig. Aber nehmen wir sie als richtig an. Was ist damit erklärt? Weshalb der Besitzer von wirtschaftlichen Gütern die Macht hat, Zinsen zu erlangen.

Das scheint mir aber wenig zu sein. Der Witz liegt offenbar nicht darin, wie der Zinsnehmer dazu kommt, den Zins einzustreichen, sondern wie der Zinsgeber dazu kommt, ihn bezahlen zu können.

Nehmen wir einen konkreten Fall. Herr Müller will sich etabliren, hat aber kein Geld. Herr Schulze ist so freundlich und streckt ihm das Kapital vor. Schulze sagt sich: Wenn du mit diesem Kapital ein Stück Land kaufst, so kannst du es verpachten; wenn du also dein Geld Müllern borgst, so willst du gleichfalls Zinsen sehen. Müller muß also 4% Zinsen zahlen.

Wovon bezahlt er die Zinsen? Er hat sich als Schneidermeister niedergelassen und beschäftigt 10 Gesellen. Wenn er am Ende des Jahres Rechnung macht, so findet er, daß er x ausgegeben hat und x + y eingenommen, also y „verdient“ hat.

x und x hebt sich auf, er hat also am Ende des Jahres nur y in der Hand, und y muß er die Summe, sage z, entnehmen, welche die Zinsen ausmachen.

z wird also aus y bezahlt. Wo kommt nun y her? Herr Müller wird sagen: y habe ich verdient; ich habe das Geschäft geleitet, habe die Gesellen beaufsichtigt und habe selbst mit zugegriffen u. s. f.

Aber wenn y die Bezahlung dafür wäre, dann müßte er doch ein großer Esel sein, wenn er sich selbst etablirte und nicht lieber Dirigent in einem großen Geschäft würde! Seine Arbeit und sein Einkommen ist Dirigentenarbeit und Einkommen, und wenn er in einem fremden Geschäft ist, hat er das ganz, wenn er selbstständig ist, muß er die Zinsen z davon abgeben!

Herr Müller ist aber garnicht so dumm, die Sache muß also anders zusammenhängen.

Er hat x ausgegeben für Stoffe, Bügeleisen, Miethe, Löhne u. s. w., und x + y eingenommen. y ist größer, als der Betrag, der seiner Thätigkeit entspricht. In y muß demnach ein Betrag stecken, der nicht von ihm produziert ist, sondern von den Gesellen. Das ist des Räthsel's Lösung: Herr Müller streicht eine Summe ein, welche seine Gesellen geschaffen haben, und von der kann er nun allerdings Herrn Schulze seine 4 Prozent bezahlen.

Den Gesellen ist es natürlich ganz egal, wer das Geld zulezt hat, Müller oder Schulze, genug, sie kriegen es auf keinen Fall.

Genau so verhält es sich mit der Grundrente.

Die Lokalmiethe ist theuer; Herr Meyer, dem das Haus gehört, streicht furchtbare Miethe ein. Wovon bezahlt Müller diese Miethe? Von dem Geld, das seiner eigenen Arbeitsleistung entsprechen würde, jedenfalls nicht, denn dann würde er eben für die Selbstständigkeit danken; sondern von dem Geld, das die Gesellen schaffen. Und ob dieses Geld schließlich Müller oder Meyer schluckt, ist den Gesellen auch egal.

Die Miethe für die Wohnungen der Gesellen sind theuer, da muß ihnen Müller eben mehr Lohn zahlen; dadurch wird die Summe x größer; je größer x wird, desto kleiner wird y; auch der Wirth der Gesellen wird von dem bezahlt, was die Gesellen mehr arbeiten müssen.

Man tagte darnach, wenn „Frei Land“ schreibt:

Also es ist wieder der böse Unternehmer, der nach der Volkstribüne den „Mehrwert“ einstreicht und von diesem Raube an dem Grundbesitzer einen Theil abliefern muß. Die Behauptung entspricht den tatsächlichen Verhältnissen durchaus nicht. Hat denn der Unternehmer seine Hand im Spiel, wenn der Arbeiter durch hohe Wohnungsmiethe oder hohe Lebensmittelpreise dem Grundbesitzer seinen Tribut abtragen muß, oder ist der Unternehmer theilhaftig, wenn der Staat die Steuern erhebt, um die maßvolle Arbeit mit der Couponscheere entsprechend zu lohnen?

Gewiß hat der Unternehmer, unser Müller, seine Hand im Spiel. Er ist der Blutigel; hat er sich voll-gesaugt, so wird er vom Grundbesitzer und Staat ausgestrichen.

Wir geben gern zu, daß es unserem Müller nicht immer wohl zu Rathe ist, und daß er eventuell verfrachtet.

„Frei Land“ fährt fort:

Und wenn die Volkstribüne berückichtigt, daß die Unternehmer, falls sie nicht gleichzeitig Einkommen aus irgend welchem Monopolbesitz beziehen, in ihren Taschen von dem „Mehrwert“ nichts verspüren, dann sollte sie doch zu der Einsicht kommen, daß der Gegensatz zwischen Arbeiter und Unternehmer ein künstlich hervorgerufener ist und daß beide gemeinsame Feinde haben, welche wie Bodenbesitzreformer bekämpfen und wodurch wir der Arbeit ebenso gründlich zu helfen hoffen, wie es die Sozialdemokratie will.

Wir glauben gern, daß die Unternehmer oft genug von ihrem Mehrwerth nichts in der Tasche spüren — sie sind eben ausgestrichene Blutigel. Wenn Einer kein Kapital hat, so muß er den ganzen Mehrwerth eben in Gestalt von Zinsen herausgeben, z wird so groß wie y. Müller ist dann eben in Wirklichkeit bloß der Geschäftsführer von Schulze. Es war aber auch dumm von ihm, daß er etwas anders gedacht hat. Er hat sich eingebildet, er ist Kapitalist, welches Wort doch von „Kapital“ hergeleitet ist, und nicht von „Schulden“. Wenn er kein Geld hat — ja, das ist eben sein Pech; dann ist er eben

bloß der Hahhund, der das Thier fängt, und wenn er es hat, so wird es ihm aus den Zähnen gerissen.

Hat er aber Kapital, und natürlich großes Kapital, so klappert ihm der Mehrwerth sehr häßlich in der Tasche. Die Zuckerfabrik, deren Hauptaktionär Vennigsen ist, zahlt dieses Jahr 120 pCt. Dividende. Das ist doch schon ein ganz häßlicher Mehrwerth! —

Wir hatten dann gesagt, daß es dem Arbeiter egal sein kann, ob der Staat die Grundrente einzieht oder Herr Meyer; ja, daß es ihm noch lieber ist, wenn es Herr Meyer thut.

„Frei Land“ schreibt:

Kann, zunächst würde doch der Arbeiter keine Steuern mehr zu zahlen haben, wenn die Allgemeinheit die drei Millionen Mark Grundrente bezöge. Es würden doch dem Arbeiter all die gemeinnützigen Einrichtungen zu Gute kommen, welche von den mit Geldmitteln reichlich versehenen Gemeinden eingerichtet werden würden.

„Frei Land“ ist aber naiv! Steuern muß der Arbeiter weiter bezahlen, und zu gute kommt ihm gar nichts; aber die Soldateska würde sich ganz gewaltig vermehren, und was jetzt die Grundbesitzer schlucken, würden dann die Soldaten schlucken. Das hat der Militarismus gerade noch nöthig, daß dem Staat so eine enorme Geldquelle geöffnet wird. Gemeinnützige Einrichtungen! Pah, wer hat solche Dinger schon gesehen! So was giebt's nicht im Staate Dänemark! Soldaten sind unsere „gemeinnützigen Einrichtungen“! Und dafür möchten wir uns denn doch schämeinstens bedanken, daß wir noch mehr Soldaten bekommen, um die Leute niederzuknallen; wir haben schon genug!

„Frei Land“ fährt fort:

Um diesen Betrag wird dann der Lohn sinken, meint die „Volkstribüne“. Bestreitet sie denn, daß es für die ländlichen Arbeiter — und das sind doch auch Arbeiter — ein großer Vortheil ist, wenn sie zu mächtigen Bedingungen in den Stand gesetzt werden, sich ihres hauptsächlichsten Produktionsmittels, des Bodens, zu bedienen? Wenn die Gemeinden ihren Grundbesitz an Kleinbauern verpachten, können in Deutschland zwei Millionen Kleinbauernhöfe geschaffen werden, die einer Familie reichlichen Wohlstand gewähren, und diese Bauern sind doch Unternehmer und Arbeiter zugleich, denen also auch nach der Theorie der „Volkstribüne“ niemand den Mehrwerth nehmen kann. Vielleicht gesteht die „Volkstribüne“ dann auch zu, daß sowohl infolge dieses Zurückdrängens der städtischen Arbeiter auf das Land, als auch infolge des so geschaffenen Absatzgebietes für die Industrie eine doppelt gesteigerte Nachfrage nach Arbeitskräften stattfindet. Und wie auch der Hallenser Kongreß ausgesprochen hat, regelt das An- und Abschwellen der industriellen Reservearmee den Lohn des beschäftigten Arbeiters. Wenn die Arbeitslosigkeit aufhört, dann muß der Lohn steigen. Er wird, wenn der arbeitslose Gewinn aus Grundrente und dem auf diese sich stützenden Kapitalzins aufhört, steigen bis zum vollen Arbeitsertrage. Es wird dem Arbeiter also weiter nichts genommen, als was der Staat braucht für die Leitung des Ganzen u. s. w. Der Unternehmer bezieht nur das, was ihm für seine Arbeit gebührt.

Ein prachtvolles Zukunftsbild! Also dazu die ich weiß- und thranenbenetzten Jahrhunderte des Kapitalismus, um eine gewaltigste Errungenschaft, die gesellschaftliche Organisation der Arbeit, zum Teufel geben zu lassen, um die Erleichterung der menschlichen Arbeit durch Maschinen, durch die moderne Technik, kurz um die ganze Neuzeit von der Tafel zu wischen, ein wie jalsches Rechenexempel! Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts soll wieder zum Mistbauern werden! Das ist ja reaktionärer wie „Kreuzzeitung“.

Und dann — kennt „Frei Land“ denn nicht die geschichtliche Entwicklung, weiß es denn nicht, daß dieser Bauernstand vorhanden gewesen ist, und daß man ihn mit Gewalt von seiner Scholle weg in die Fabrik getrieben hat? Glaubt es, das 19. Jahrhundert wird weniger gewaltthätig sein, wie das 16., 17. und 18.?

Freiheit.

Wenn unsere Gegner im „geistigen“ Kampf in die Enge gedrängt sind, pflegen sie zuletzt noch eine Waffe hervorzuholen, welche uns mit unsehlbarer Sicherheit trifft: der Vorwurf, daß es im sozialistischen Staat keine Freiheit giebt, und daß das ein Zwangsstaat sei.

„Freiheit“ ist ein schönes Wort, und man kann sich alles mögliche Schöne dabei denken; aber es verträgt nicht die logische Analyse.

Was ist „Freiheit“? Die Selbstherrlichkeit der Individuen. Die Antwort ist bald da.

Aber giebt es denn das überhaupt, hat es das gegeben und kann es das geben, die Selbstherrlichkeit der Individuen?

Der Mensch lebt in der Gesellschaft, und kann nur in der Gesellschaft leben. Daraus folgt aber nothwendig, daß eine Selbstherrlichkeit durch die Gesellschaft beschränkt ist. Würden wir uns das Ideal einer Gesellschaft konstruiren, das es bis jetzt noch nicht gegeben hat, so würde sie beschränkt sein erstens dadurch, daß sie nie die Selbstherrlichkeit anderer Individuen verletzen darf, zweitens dadurch, daß das Individuum verpflichtet ist, mit für diejenigen Ziele der Gesellschaft einzutreten, welche der Mitwirkung aller Individuen bedürfen.

Der Bourgeoisbegriff von Freiheit, Typus Stuart Mills bekanntes Essay, operirt naiv mit der Voraussetzung, daß unsere heutige Gesellschaft jenes Ideal repräsentirt und kennt außerdem nur die erste negative Beschränkung der Selbstherrlichkeit, das Verbot des Uebergreifens. Dem bürgerlichen Denker erscheint in Folge dessen die Gesellschaft als ein Wirbel von Atomen.

Der Mensch lebt nur in der Gesellschaft; außer ihr ist das Leben für ihn unmöglich. Und wenn er wirklich von seiner Selbstherrlichkeit partout nicht lassen will und sich auf eine Robinsoninsel begiebt — was wird ihm

das nügen? Statt der Gesellschaft wird jetzt die Natur seine Selbstherrlichkeit beschränken; und wenn ihn früher die Gesellschaft hinderte, jedesmal Champagner zu trinken, wenn seine Selbstherrlichkeit Lust hatte, so wird er jetzt finden, daß die Flaschen der Veuve Cliquot auch nicht auf den Bäumen wachsen. Der Effekt ist doch wirklich immer derselbe!

Ganz selbstherrlich ist offenbar nur der, der allmächtig ist. Der einzig freie Mann ist Aladin mit seiner Zauberlampe. Aber solche Menschen giebt es eben nur in Tausend und Einer Nacht. Natürlich existieren Unterschiede des Grades; und wenn auch Niemand die Aladin-Staffel erreicht, so kann er doch nahe daran kommen; je mächtiger er ist, desto freier ist er. „Freiheit“ und „Gleichheit“ sind zwei Begriffe, die sich ausschließen; Freiheit kann nur existieren, wo eine kleine Schaar Mächtiger eine Heerde von Sklaven unter sich hat.

Und das versteht denn auch die Bourgeoisie unter „Freiheit“. Freilich sagt sie das nicht so nackt heraus; es wird derselbe Trick angewendet, wie bei der utilitarischen Moralphilosophie: die aus zwei Klassen mit entgegengesetzten Interessen bestehende Gesellschaft wird in eine homogene „Allgemeinheit“ umgewandelt; und mit der unschuldigsten Miene wird gesagt: der Arbeiter hat ja dieselbe „Freiheit“, wie der Unternehmer.

Wo Gleichheit herrscht, kann keine Freiheit sein, denn die Bestimmungen negativer und positiver Natur, welche die Gesellschaft dann dem Individuum auferlegt, lassen seiner Selbstherrlichkeit sehr wenig Raum. Wenn also der Anarchismus gerade die Freiheit aufs Banner schreibt, so beweist daß, daß er noch sehr bürgerlichen Instinkten gehorcht, was ihm ja natürlich nicht zum Bewußtsein kommt.

Nun ist freilich eine Ueberwindung dieses Zustandes denkbar.

Stellen wir uns die erste Zeit der neuen Gesellschaft vor. In der Menschheit leben noch alle jene brutalen und gemein-selbstsüchtigen Instinkte aus der gegenwärtigen Zeit, die ja der Arbeiter eben so gut besitzt, wie der Bourgeois. Diese Instinkte heißt es eben im Zaum halten. Der Mensch, wie er jetzt ist, ist von Natur Bestie, darüber darf man sich keiner Illusionen hingeben. Nun, die Bestie muß an der Kette liegen; es wäre die größte Thorheit, wenn man ihr jeden Spielraum gewähren wollte.

Aber wie ist denn diese brutale und egoistische Menschheit entstanden? Doch nur dadurch, daß sich die Menschheit bis jetzt immer untereinander bekämpft hat; da mußten naturgemäß diese Eigenschaften aufgezogen werden. Nun, in der neuen Gesellschaft wird der Kampf weggelassen, und es wird nothwendig für sie sein, daß die Bestie im Menschen unterdrückt wird. Wie aber die eine Gesellschaft den Menschen nach dieser Hinsicht entwickelt hat, wird die andere den Menschen nach der entgegengesetzten Hinsicht entwickeln.

Die bösen Kräfte, welche gefesselt sind, werden absterben, und zuletzt wird die Menschheit die Instinkte der neuen Gesellschaft bekommen. Der Mensch wird dann nur einen sozusagen sozialen Willen haben, er wird gar nichts mehr wollen als das, was er muß. Und dann, zum ersten Mal, wird der Mensch frei sein, dann wird er seine Selbstherrlichkeit erlangt haben, dann wird er alles können, was er will — denn er will ja nur, was er kann.

Das ist das wahre Ideal der Freiheit, das freilich noch in weiter, weiter Ferne liegt; das ist das Ideal, das allen großen Menschen vorgeschwebt hat, und das vor allem Jesus so herrlich formuliert hat; alle Dual und alles Leid wird dann aufhören und zum ersten Mal werden die Menschen das Ziel erreichen, das sie seit Jahrtausenden so sehnsüchtig suchen: das Glück.

Kornzölle in Deutschland nach Geschichte und Statistik.

III.

Als die Agrarier, zu deren Partei ich doch gehört hatte, schon um 1874—75 Kornzölle verlangten, habe ich die mir bekannten Führer gewarnt, indem ich ihnen sagte: „Seit die Grundsteuerbefreiung der Rittergüter aufgehoben wurde, ist der Gegensatz zwischen Groß- und Kleingrundbesitz, der dem ersteren in einer zur Demokratie neigenden Zeit gefährlich werden muß, sehr gemildert worden. In vielen Fragen haben beide Besitzkategorien gemeinsame Interessen. Wird da Kornzoll eingeführt, so wird ein enormer Interessengegenjah neu geschaffen, denn die Sozialdemokraten werden die Bauern und namentlich die Rathner darüber aufklären, daß sie keinen oder sehr wenig, die Grundbesitzer aber einen so hohen Vortheil davon haben, daß es diesen immer leichter wird, die Kleinen auszulösen.“ Widerlegt hat mich Keiner. Ich bin auf den Feldzug der Sozialdemokraten auf das platte Land recht gespannt, theile aber die zur Schau getragene Sicherheit der Agrarier nicht. Der Kornzoll hat die Arbeiter in Deutschland ungünstiger gestellt, als sie es ohne ihn sein würden, und bevor man anfängt, sie zu verböhnen oder zu bekämpfen, sollte man diesbezüglich den status quo ante wieder herstellen, sonst werden diese Anstrengungen gewiß erfolglos bleiben.

Den Gesamtwerth der Cerealenernte aber haben sie gegen den Weltmarktpreis um etwa ein Viertel erhöht, so daß die Grundbesitzer 5—600 Millionen Mk. jährlich mehr einnehmen, als sie ohne dieselben thun würden, wovon den Großgrundbesitzern der Advenantheil zufällt,

der noch vermehrt wird durch die Preissteigerung des Holzes in Folge der Holzölle, durch die Exportprämien für Zucker und Spiritus.

Allein nur jene Großgrundbesitzer, bei denen der Besitz fideikommissarisch gebunden ist oder bei denen es nur einen Erben giebt, haben bleibenden Nutzen daraus, selbst wenn die Zölle fallen sollten. Alle Uebrigen werden Schaden davon haben, weil bei jedem Erbgang oder Verkauf auf Grund der fiktiven, um ca. 25% erhöhten Rente abgeschlossen wird, Rittern, die ausscheiden, oder Verkäufere ihren Antheil an dem fiktiven Rentenantheil in baarem Gelde oder Hypotheken herausnehmen, so daß, sollte einmal der Zoll fallen, der Wegfall des ganzen, auf ihm beruhenden fiktiven Rentenantheiles den augenblicklichen Besitzer allein trifft. Heute hat nun seit künstlicher Hochhaltung der Grundrente vielleicht ein Drittel der Grundbesitzer gewechselt, wovon, würde der Zoll aufgehoben, vielleicht die Hälfte oder ein Sechstel der Gesamtzahl bankrott werden würde. Haben aber erst alle Besitzer nach abermals etwa 12 Jahren gewechselt, so wird die Hälfte aller Grundbesitzer von Haus und Hof getrieben. Je eher man also den Zoll beseitigt, desto mehr schränkt man die an sich bereits unvermeidliche Katastrophe ein, es sei denn, man hoffe den Kornzoll so lange aufrecht zu erhalten, bis der Preis des Getreides auf dem Weltmarkt sich auf jenen unseres geschützten Marktes gehoben hat. Ich denke mir, man wird es so machen, wie dies in Oesterreich mit allen ähnlichen brennenden Fragen zu geschehen pflegt, man wird warten, bis ein öffentliches Unglück, z. B. ein Krieg, eintritt und dann die dadurch verursachten Leiden durch den Bankrott der Grundbesitzer vergrößern. Von den österreichischen Ministerien, die 24 Friedensjahre hingehen ließen, ohne z. B. das Papiergeld abzuschaffen, sagte ein geistreicher konservativer Abgeordneter: „Diese Leute sagen, sie hätten Zeit gewonnen, wenn sie wieder ein Jahr verloren haben.“

Nachdem die Großgrundbesitzer Bauern ausgelöst, ihre ansässigen Tagelöhner als zu theuer in der Zeit der hohen Kornpreise entlassen, die Naturalallöhne in Geldlohn umgewandelt, das Land künstlich entvölkert haben, können sie bei sinkenden Preisen der Produkte, nachdem sie den Grundbesitz theuer ererbt oder gekauft haben, um so weniger bestehen, als die Löhne, obzwar noch sehr niedrig im Nordosten, doch immerhin gegen jene Zeit gestiegen sind, in der sie das Land von deutschen Bauern, Häuslern und Tagelöhnerfamilien „klärten“. Nun werden Polen herangezogen und auch schon schäfst gemacht, und obgleich diese Patrioten par excellence Deutschland bis zur Elbe zu slavischen angefangen haben, klagen sie, daß sie nicht mehr bestehen können.“ Das mag sein. Allein bilden sie einen unumgänglich nothwendigen und sehr nützlichen Stand?!

Das alte preußische fideikommissarische Rittergut im mäßigen Umfange, 1000—3000 Morgen, war vom Großen Kurfürsten ab eine Pensions- und ein Pensionsantheil adeliger Offiziere und Beamten, durch deren und der Bauern- und Handwerkeröhne Hilfe die Hohenzollern Preußen geschaffen haben. Ein großer Theil dieser Güter ist, Dank der Allobisierung der Lehen, die Bismarck vollendet hat, in Latifundien neuer Adelsfamilien verschwunden, der Rest in dieser Rücksicht entbehrlich geworden, seit der Staat seine Offiziere sehr auskömmlich besoldet und pensionirt. So viel von der Unentbehrlichkeit dieses Standes!

Daß die Landwirtschaft nicht aufzuhören braucht, selbst wenn die Preise niedrig sind, beweist die zeitgenössische Geschichte der soeben besprochenen Länder, mit Ausnahme von Frankreich. Diese Ansicht ist aber auch unhistorisch. Schon Oester ist Latifundienbetrieb entstanden, vergangen und sein Verschwinden hat sogar einen wirklichen Fortschritt bezeichnet.

Die „Unterjochungen auf dem Gebiete der Nationalökonomie des klassischen Alterthums“ von Robertus geben die Schilderung der großartigsten Umwandlungsprozesse dieser Art im römischen Weltreiche. Die siegreichen Kriege der Republik brachten neue Strahländereien; diese dienten zur Ansiedelung von Veteranen und Kolonisten, zur Schaffung eines Bauernstandes. Der Krieg

*) Eine interessante Statistik zur Erhöhung der Güterpreise durch die Zölle bringt Conrad im letzten Heft seiner Zeitschrift. Die Verkaufspreise in Baden, wo sich der Einfluß noch gar nicht einmal so sehr hat geltend machen können, betragen im Durchschnitt für den Hektar:

1868: 1639	1882: 1917
1876: 1993	1883: 1898
1877: 2130	1884: 1941
1878: 1966	1885: 1893
1879: 1866	1886: 1871
1880: 1867	1887: 2069
1881: 1898	1888: 2096

Abgesehen von 76 und 77, wo anderweitige Ursachen mitwirkten, ein ziemlich konstantes Steigen.

Die Dominanzpreise in Preußen betragen, wenn die von 1849 auf 100 gesetzt werden:

1849: 100	1879: 256,33
1889: 197,94	1890—91: 230,22

Die letzte Zahlenreihe dürfte die Beschlässe am deutlichsten zum Ausdruck bringen. D. Red.]

**) In den 50er und 60er Jahren, bei den damaligen hohen Getreidepreisen erhielt ein Pächter auf einem Rittergut in Pommern 20—25, in Brandenburg bis 40 Taler Jahreslohn und 200, aber sehr schlechte Land einen Hektar und Pflanzte sein; 14 Pfd. Brod im Sommer, 12 im Winter, 3 Mal Fleisch zu Mittag in der Woche. Zielensweise wurde das Salz aus der Pflanzte getrocknet und zum Salzen der Speisen gebraucht. Dabei konnte Geld verdient werden. Der Lohn ist jetzt auf nur 40—50, in der Mark 55 Taler, die Zeit ist etwas, doch nur wenig besser geworden.

brachte auch Schätze und Sklaven; mit ersteren kauften die Senatoren, Ritter, Generale und reiche Armeelieferanten die neugekauften Bauern immer wieder aus, schafften Latifundienbetriebe, trieben die alten Besitzer vom Lande und bewohnten es mit billigen Sklaven aus aller Herren Länder — ganz wie bei uns — bis gegen 1875! Ein solches Landgut von ca. 3000 preußischen Morgen soll um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. einen Werth von 290,000 Thalern, fast 100 Thaler pro Morgen gehabt haben, was um 1860—75 ein guter Preis für ein ähnliches Rittergut im Nordosten Deutschlands war. Der jüngere Plinius sagt, daß dies Gut zu seiner Zeit, etwa Anfang des 2. Jahrhunderts, nur noch 174,000 Thaler werth war, ca. 58 Thaler pro Morgen, vornehmlich der schlechten Zeiten wegen. Worin bestanden diese schlechten Zeiten? Ihre Ursachen waren genau dieselben, über welche die Agrarier heute klagen: gestiegene Ausgaben für Steuer, Arbeiter und gesunkene Getreidepreise. Daß die Steuern in Militärmonarchien steigen, war damals so der Fall wie heute. Sklaven kamen aus seltener gewordenen siegreichen Kriegen wenig auf den Markt, wurden theurer*) und mußten um theuren Preis selbst gezüchtet werden, so zwar, daß Sklavemütter prämiirt und frei gelassen wurden, wenn sie vier Sklaven geboren hatten. Zur internen Wirtschaft, wie sie Gartenbau, Weinbau, Geflügelzucht erforderte, eignete sich die gefesselte Arbeitsschaar des Sklavenzwingers nicht, und der Getreidepreis sank durch „auswärtige Konkurrenz“ aus Afrika und Gratisstornspenden, die als Importprämien wirkten. Die Cäsaren sind den „leidenden“ Großgrundbesitzern nur einmal zu Hilfe gekommen, und auch nur den italienischen, indem sie den Weinbau in den Provinzen verboten, und auch dies Verbot wurde schon vom Kaiser Probus aufgehoben. Schutzzoll oder Exportprämien gab es nicht.

Nun zerfiel der Latifundienbetrieb, der unrentabel geworden war. Die Herren machten die besten Sklaven zu „leibeigenen“ Bauern, Colonen und die Gesetzgebung emanzipirte sie seit Konstantin in Etwas von ihren Herren, so daß diese sie nicht von der Hufe trennen, auch die Naturalabgabe nicht steigern konnten. So hatte der Untergang der Latifundienwirtschaft nicht den der landwirtschaftlichen Produktion zur Folge, wahrscheinlich sogar das Gegentheil, wie denn der einsichtige Bernhardi in seinem Buche über Klein- und Großbetrieb richtig bemerkt, daß oft dieselbe Arbeiterschaft im Kleinbetrieb mehr Gebrauchswert schafft, als im Großbetrieb. Dieser Betriebswechsel war aber mit einer sozialen Hebung eines großen Theiles der damaligen Landarbeiter verbunden, den man stets anerkannt, zum Theil dem Wohlwollen der Kaiser, zum Theil dem Einflusse des Christenthums zugeschrieben hat, an dem aber vielleicht der „sinkende Kornpreis“ und der „steigende Arbeitspreis“ auch jeder seinen Antheil hatte.

In großem Maße hat eine Latifundienvermehrung in der Merowinger- und Karolingerzeit stattgefunden, die sich an schon von den Galloromanen übernommene Villen anschloß. Große Gutsherrschaften entstanden, zu denen Bauernhöfe und Ausbauten gehörten, jedoch auch immer in eigener Regie unter Leitung von Beamten durch Sklaven oder Hörige bestellte größere Aecker, Saalland, Frohnhof, Weiberhäuser zur manufakturartigen Herstellung von Bekleidungsstoffen existirten, wie auch allerhand hörige Handwerker. Das Capitularo de villis von Karl dem Großen giebt über die Verwaltung solcher Regiegüter Aufschluß. Ihre Bildung beruhte größten Theils auch auf der „billigen“ Arbeitskraft aus Kriegsgefangenen, landlosen Vagabunden, die rechtslos geworden waren, verarmten freien Grundbesitzern, welche dem Heerbann nicht folgen konnten, insolventen Schuldnern.

Zu Beginn der Lehenszeit und des Kreuzzuges wurden diese Latifundienbetriebe unrentabel und theilweise geradezu unumgänglich, obgleich, und dies ist sehr merkwürdig, die Getreidepreise sich verfünff und versachsfachten gegen die Karolinger Periode. Der Hauptgrund scheint eintretender Mangel an Arbeitskraft gewesen zu sein. Der Leibeigene, welcher das Kreuz nahm, ging der Villenarbeitererschaft ebenso verloren, wie jener, der in eine der zahlreich entstehenden Städte floh, die ihn „nach Jahr und Tag“ nicht wieder herausgab.

Wieder sehen wir die Latifundienbetriebe in kleine Landwirtschaften sich auflösen, welche von Bauern betrieben werden, die nun überall fest und meist auch mäßig bemessene Leistungen nur mehr an die Grundherren schuldig, nicht mehr corvéables à merci sind. Auch dieser Wechsel im System des landwirtschaftlichen Betriebes endet mit einer Hebung der sozialen Stellung der Landarbeiter und einer großen Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion, die nunmehr die Bürger der Städte mit Lebensmitteln versorgte.

Drei- bis vierhundert Jahre hat die Latifundienbildung vor der Lehensperiode gedauert, solange auch die unsrige, seit den Bauernkriegen, mehr noch seit dem 30-jährigen und seit den napoleonischen, hie und da zeitweise durch Verbot weiser und starker Fürsten eingeschränkt. Wie schon zwei Mal in der Geschichte steht die Latifundienwirtschaft zum dritten Male vor dem Ruin, der um so verderblicher werden muß, je länger eine Regierung

*) Als Cato über Landwirtschaft schrieb, etwa 150 oder 160 Jahre v. Chr., kostete ein Sklave ca. 325 Thaler preussisch. Dieser Preis fiel sehr bis zu Ende der Bürgerkriege, er dürfte bis auf 200 Thaler herabgegangen sein. Columella giebt 60 n. Chr. den Werth des Sklaven schon auf 525 Thaler an und er stieg noch. Jenes Gut von 3000 Morgen erforderte bei reiner Landwirtschaft 120 Sklaven, wurde auch Obstbaumzucht oder Weinbau getrieben, 210 bis 375 Sklaven. Der Preis der Arbeit war also enorm gestiegen und der Latifundienbetrieb rentirte nicht mehr

den lebensunfähig gewordenen Zustand künstlich aufrecht zu erhalten sucht, was endlich doch mißlingt. Was hier zweckmäßig zu geschehen hätte, wäre bei den noch Macht habenden Ideen zu entwickeln zwecklos*).

Verschiedenes.

Ueber das **Glend** der deutschen Dorfschulmeister ist schon so viel geschrieben und gedruckt worden, jedoch stellt es sich heraus, daß die **Auditorien** Lehrer, die sogenannten Philologen eigent- lich noch viel schlimmer daran sind. Denn die gewöhnlichen Lehrer haben doch wenigstens Aussicht, frühzeitig Stellen zu bekommen, die Philologen dagegen werden jetzt über dreißig Jahre alt, ehe sie ein Amt erhalten, welches sie wenigstens einigermaßen ernährt.

Die durchschnittliche Dauer des akademischen Studiums be- rechnet sich nach der amtlichen Statistik für Philologen und Historiker auf 11,70 Semester, für Mathematiker und Naturwissen- schaftler auf 11,16 Semester. Diese Zahlen entsprechen den tha- tatsächlichen Verhältnissen. Und wie sieht es nun trotz dieser 11 bis 12 Semester mit dem Ausfall der Staatsprüfung aus? Nach den statistischen Mittheilungen erhielten 1888/89 im ganzen Reiche 141 Prüflinge ein Oberlehrerzeugniß, 113 ein bedingtes Ober- lehrerzeugniß, 87 ein Lehrerzeugniß, 181 ein bedingtes Lehrer- zeugniß, 61 felen durch. Nur diejenigen aber mit einem unbeding- ten Oberlehrerzeugniß können sich rühmen, ihr Ziel bis dahin erreicht zu haben. Die Praxis des Mediziners wird durch sein Zeugniß nicht im Mindesten beeinträchtigt. Ob ein Jurist glänzend oder mit genauer Noth besteht, ist nach der Anstellung auch für ihn insofern von gar keiner Bedeutung, als alle Richter im Laufe der Jahre bis in die höchste Gehaltsstufe von 6000 M. aufrücken. Der Philologe aber, der nur ein Lehrerzeugniß erhalten hat, bringt es höchstens zum ersten ordentlichen Lehrer mit vielleicht 3150 M. Gehalt. Heute aber liegen die Verhältnisse infolge der Ueberfüllung im höheren Lehrfach so, daß ein Philologe, mit einem Lehrerzeugniß überhaupt kaum eine Stelle findet, es sei denn nach langem Warten an einer Bürgerschule, Rektorschule u. s. w. Wie groß augenblicklich die Ueberfüllung im höheren Lehrfach ist, beweisen am besten folgende Zahlen, die auf amt- lichen Angaben beruhen: Das Examen pro facultate docendi bestanden in den letzten fünf Jahren 2709 Kandidaten, während nur 1040 Lehrstellen während dieser Zeit vakant wurden. Berechnet man den Durchschnitt, so wurden in dem genannten Zeitraume jährlich 542 Kandidaten geprüft, dagegen nur 208 Stellen frei. Es ist daher nicht zu verwundern, daß thatsächlich am 1. April 1889 im Ganzen 1445 anstellungsfähige Kandidaten ohne Anstellung waren. Wenn gar kein Nachwuchs hinzukäme, so würde also der Bedarf nach fünf Jahren gedeckt sein. Uebrigens ist zur Anstellungsfähigkeit noch eine zweijährige praktische Vorbildung erforderlich, nämlich ein Seminar und ein Probejahr. Der Philologe gebraucht zu durchschnittlich 6 Jahre bis zum Staats-Examen, macht eine zweijährige Probezeit durch, muß auch vielleicht noch ein Jahr als Soldat dienen und ist also nach acht, bezw. neun Jahren so weit, daß das eigentliche Warten auf eine Anstellung beginnen kann. Hat er endlich nach weiteren vier bis fünf Jahren, vorausgesetzt, daß er gute Zeugnisse aufzuweisen hat, das Glück, als Hilfslehrer angestellt zu werden und wiederum, nach etwa 3 bis 4 Jahren zur endgültigen An- stellung zu gelangen, wird er dann eine gute und gesicherte Existenz haben?

Man muß die vielbesprochene Regelung der Pensionen und der Gleichstellung im Gehalt und Rang abwarten.

*) Ich will nur bemerken, daß in einem Lande ohne Edel- metallproduktion und mit passiver Zahlungs- und Handelsbilanz zum Beispiel das geldwirtschaftliche System weder bei der Pro- duktion noch bezüglich der Leistungen an den Staat aufrecht er- halten werden kann, daß aber die verminderte Geldmenge nicht dadurch vermehrt wird, daß man mittelst künstlicher Preis- steigerung Geld aus vielen kleinen in einige große Tücken steckt. Es heißt, in die alte Naturalwirtschaft zurückzukehren, wie zur Zeit des jüngeren Plinius, der ja sagt, daß man keine Geldpächter mehr bekommen könne und mit Naturalzinsen zu- frieden sein müsse, obgleich die Speicherung und Verwerthung derselben kostspielig und mühevoll sei, und die Kaiser Salens und Valentinian d. erbieten sogar die Geldpacht. Die Eigen- thümer der Grundstücke sollen nehmen, was das Land trägt, Geld sollen sie nicht verlangen. cit. Corp. Jur. XI. Tit. 47, 9.

Augenblicklich liegen die Verhältnisse so, daß der Gymnasial- lehrer, wenn er Oberlehrer werden kann, mit einem Gehalt von jährlich 1800 M. anfängt. Das mag für einen Arbeiter ja freilich schon sehr viel sein; aber bei den gesellschaftlichen An- sprüchen, die an den Mann gestellt werden, und denen nothwendig genügt werden muß, ist bei einem solchen Gehalt nur die sommerdüllest und kärgliche Lebenshaltung möglich. Ist dann das Glück gut, so steigt der Mann, bis er, wenn er alt und grau ist, 4500 M. bekommt, eine für seine gesellschaftlichen Ver- hältnisse auskömmliche Summe. Dann muß er aber Glück haben; bei der ganzen Rechnung ist nur das Gehalt eines Phi- logogen mit einem Oberlehrerzeugniß an einer staatlichen Voll- anstalt zu Grunde gelegt. Hunderte aber bringen es zu dieser Stellung nicht.

Zur Schilderung der Verhältnisse der **österreichischen Textilarbeiter** giebt die Wiener „Arbeiterzeitung“ in einem langen Artikel folgende Daten über Einnahmen und Ausgaben von 6 Familien in Waidhof.

Die Familie a) besteht aus drei Personen. Der Mann ist Handdrücker und verdient 6 fl. pro Woche, die Frau als Sammi- schneiderin verdient 3 fl. 50 kr.; da sie beide in Kost und Erziehung bei fremden Leuten und das Kost- und Ziehgeld macht in der Woche 1 fl. 50 kr. Diese Ausgabe haben wir in die Rubrik Schulgeld ein- getragen. Da Mann und Frau arbeiten und nur ein Kind im Hause ist, geht es den Leuten verhältnißmäßig besser als den andern, aber trotzdem noch sehr schlecht, weil für die übrigen Aus- gaben und die eventuellen Ersparnisse ihnen nur 1 fl. 4 kr. ver- bleiben.

Die Familie b) ist aus sechs Personen gebildet, der Vater hat einen Lohn von 8 fl. pro Woche, da aber die Kinder noch klein sind und keines arbeiten kann, verbleiben ihnen für Kleidung nur 35 kr. für jede Woche, was nicht ausreichend ist, der Vater klagt, daß sie bald nach in die Schule gehen müssen.

Die Familie c) hat einen Verdienst in der Fabrik von 6 fl. und einen Nebenverdienst zu Hause von 90 kr. bis zu 1 fl., sie muß also Schulden machen, ohne welche die Leute gar nicht aus- kommen könnten.

Die Familie d) hat einen Verdienst von 4 fl. 50 kr. und be- steht aus drei Personen. Obwohl hier sowohl wie in der Fa- milie e) die Ausgaben für häuslich wie nur möglich bemeinigt wurden, die Ausgaben für Fleisch nur 9 kr. wöchentlich aus- machen und gar keine Eier gekauft werden, ist die Familie doch nicht im Stande ohne Schulden auszukommen.

In der Familie e) verdient der Mann 5 fl. 40 kr. jede Woche und hat, sich eingerechnet, drei Personen zu ernähren. Ohne einen kleinen Rückstand kann er nicht auskommen, und hat keinen übrigen Kreuzer, um sich zu kleiden, wenn er also sich einen Rock oder Stiefel anschafft, muß er hungern, um sie zu zahlen.

Der Verdienst der Familie f), die aus vier Personen besteht, macht 6 fl. pro Woche, der Verbrauch beträgt viel mehr, von Kleidung gar nicht zu sprechen.

Es wird pro Woche verbraucht in den Familien:

	a	b	c	d	e	f	Durchsch. Verbrauch pro Kopf in Gulden
Brot	0.70	1.65	1.50	0.75	0.75	0.75	0.24
Butter	1.10	1.20	1.40	0.96	0.52	1.50	0.27
Kartoffel	0.30	0.30	0.60	0.21	0.21	0.32	0.08
Mehl, Salz	0.35	0.34	0.35	0.13	0.28	0.22	0.07
Fleisch und Speck	1.00	0.27	0.65	0.28	0.50	0.66	0.13
Eier und Grünzeug	0.15	—	0.65	—	0.11	0.24	—
Gemüse	0.15	0.25	—	0.10	0.14	0.12	—
Gewürze	0.04	—	—	—	0.09	0.10	—
Kaffee, Milch	0.56	1.01	0.95	0.62	0.52	1.90	0.20
Semmeln	0.30	—	1.30	—	0.15	—	—
Holz, Kohle	0.40	0.59	0.65	0.35	0.58	0.62	—
Beleuchtung	0.10	0.15	0.65	0.26	0.10	0.38	—
Tabak, Streichhölzer	0.30	—	0.20	—	0.17	—	—
Seife, Soda	0.10	0.10	0.20	—	0.12	—	—
Richorien und Zucker	0.05	0.28	0.25	0.15	0.21	—	—
Rieche	0.80	1.00	0.15	0.87	0.77	0.77	—
Zeitungen	0.06	—	—	—	0.05	—	—
Schulgeld	1.50	0.12	—	—	—	—	—
Krankentasse	—	0.12	—	0.10	0.11	—	—
Illustrierte	—	0.02	—	—	—	—	—
Kleine Ausgaben	0.50	0.08	—	—	0.18	—	—
Zusammen	8.46	7.48	9.20	4.78	5.56	6.98	—

Ein in der Chicago-Tribune erschienener Artikel, betitelt: „Wo ist des Farmers Rettung?“ — bringt die folgende Schätzung der auf westlichen Farmen laßenden Pfand- summen, welche vor einem Jahre durch den Banquier Harris in Chicago, zu seinem Geschäftsbetriebe, aufgestellt wurde:

Dollars	Dollars
Ohio 350,000,000	Minnesota 70,000,000
Indiana 175,000,000	Iowa 100,000,000
Illinois 200,000,000	Nebraska 25,000,000
Michigan 125,000,000	Kansas 50,000,000
Wisconsin 100,000,000	Missouri 100,000,000

Nach dieser mäßigen, sorgsamsten Schätzung, sagt die „Tribune“, betragen die Pacht-Pfandsummen in den zehn westlichen Staaten die erschreckende Summe von mehr als 1,200,000,000 Dollars, und die Zinsen belaufen sich auf nicht weniger als 90,000,000 Dollars jährlich. — Weiterhin sagt der Schreiber: „Die Farmer des Westens können sich nie von der Last befreien, unter der sie hilflos zusammenbrechen müssen. Unter den herrschenden Ver- hältnissen ist es widerwärtig, anzunehmen, daß sie ihre Grund- schulden jemals einlösen und ihre Ländereien frei machen können. Sie sind thatsächlich heute nur Pächter ihrer eigenen Besitzungen und haben nur die Aussicht, sowohl dem Namen nach als in der That, schon in der nächsten Zeit wirkliche Pächter zu sein.“

In einem Artikel über „Westliche Farm-Pfandsummen“, des „Farmers Review“ vom letzten 29. Februar, der eine große Zahl von Berichten aus zehn Staaten summiert, wird der Zinssatz für Farm-Pfandsummen zwischen dreiundzwanzig bis zu neunundfünfzig Prozent geschätzt, und aus fünf dieser Staaten berichtet man, daß diejenigen Pachtungen, deren Pfandsummen zurechnen, zahlreicher sind, als die andern. (Frei Land.)

Die Streiks in England 1889. (Vierteljahrsbericht für Volkswirtschaft.)

Unter 1145 Streiks waren	erfolgreich	theilweise erfolgreich	erfolglos	unbestimmbar
476	368	207	94	
Zahl der daran beteiligten Arbeiter:				
93 524	147 476	40 472	10 528	

Durch Eingung 714, durch Schiedsgericht 48, Unterwerfung der Arbeiter 141, Einstellung von Scabs 49, theilweise Unter- werfung und Einstellung von Scabs 20, Unterwerfung und Eingung 38, Eingung nebst Einstellung von Scabs 40, Banke- rott der Firmen 1.

Die durch die Streiks verursachten Verluste.

Anzahl der Streiks	Betrag	
	Sterl.	Sh. P.
Wochenlohn der direkt Beteiligten	433	111 920 5 9
Indirekt		24 362 11 7
Der geschätzte Werth des durch die Streiks brachgelegten festen Kapitals bei	216	14 450 962 0 0
Die Jahresdividende derselben bei	169	268 683 13 9
Die wirklichen, durch das Schließen u. Wiederöffnen verursachten Auslagen der Arbeitgeber, einsch. der festen Saläre bei	233	169 218 11 8
Beträge, welche zur Unterstützung von Firmen ausgezahlt wurden	10	6 517 0 0

B. Nach Angaben der Gewerbetreibenden.

Anzahl der Streiks	Betrag		Per- sonen- zahl
	Sterl.	Sh. P.	
Wochenlohn der direkt Beteiligten	446	141 888 7 6	
dabei Beteiligter Indirekt	81	11 821 4 3	
Geschätzter Lohnverlust	292	294 175 0 6	
Totalsumme der von den Ge- werbetreibenden als Streikunter- stützung gezahlten Beiträge	369	63 636 10 7 1/2	
Personenzahl der Streiker, welche zu den Gewerbetreibenden gehörten	349		113 047
Personenzahl der Streiker, welche nicht zu den Gewer- betreibenden gehörten	349		42 530
Personenzahl derer, welche während der Streiks ge- arbeitet haben			11 718

Der Arbeits-Nachweis der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Nauynstr. 78, im Restaurant Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nicht- mitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.

Cigarren-Geschäft F. Wiese
Kottbuser Platz, Ecke Sualtherstraße 15
wird Qualitätscigarren in empfehlende Er- munterung gebracht.

Allen Parteigenossen empfehle meine
Destillation nebst Bier-Lokal
O. Zabel
Frankfurter Allee 90, Ecke Mühlenerstraße.

Allen Genossen empfehle mein
Weiß- und Bayerischbier-Lokal.

7 Arbeiterblätter, sowie die Schwarze Liste der Eisenindustriellen (4. Ausgabe) liegen aus.

Zahlsche
der Löpferasse (jeden Donnerstag), des Metall- arbeiterverbandes, des 6. sozialdemokratischen Wahlvereins, der gewerbl. Hilfsarbeiter und der Arbeiter-Bildungsschule (alle Tage).

Franz Gleinert, Schankwirth.
Müllerstr. 174, Eingang Jennistr.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das **Schönfeld'sche Weiß- und Bayerischbier-Lokal** mit Vereinszimmer käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bittet

Wilhelm Grube, Mariendorferstr. 10.
Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiter- bildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: **Paul Ernst, Berlin.** — Verleger und Drucker: **Mauerer, Werner, Dimmich,** sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Achtung! Öffentliche Versammlung

d. Delegirten z. Berl. Streik-Kontrollkommission

am Freitag, den 5. Juni 1891, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Deigmüller, Alt-Jakobstraße 48a.

Tages-Ordnung: 1. Stellungnahme zu der weiteren Thätigkeit der Berliner Streik- Kontrollkommission. 2. Regelung des Marken-Verkaufs. 3. Verschiedenes.
Der Einberufer.
NB. Unvorhergesehener Umstände halber konnte die Versammlung am Freitag, den 29. Mai nicht stattfinden.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den sechsten Berliner Reichstags-Wahlkreis.

Große Versammlung

am Dienstag, den 2. Juni 1891, Abends 8 Uhr, im Restaurant „Eiskeller“, Chausseestraße 88.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Abrechnung vom Stiftungsfest. 4. Verschiedenes und Fragekasten.
Gäste haben Zutritt.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Genossen empfehle mein Outigehäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenicker- straße 126, nahe der Adalberstrasse.

Adolph Kehr.

E. M. Wilschke, Junkerstrasse 1, Katzbachstr. 1 (Ecke der Poststr.)
Cigarren u. Tabacke, Pfeifen u. Cigarrenspitzen,
alle Sorten Cigaretten.

Zahlsche der „Volkshühne“, der Bildungsschule und des Wahlvereins.

Süd-Deutscher Postillon



Dieser koste, überall gern gelesene Junge ist bereits 9 Jahre alt und spricht von lebendiger Diction.
Der „Süddeutsche Postillon“ bringt scherzhaft die schwarze deutsche Zeitung und schenkt die Welt der Satire aber die politischen und sozialen Schäden.
Der „Süddeutsche Postillon“ pflegt sorgfältig den fernsten, hergerichteten Humor, mit der leichtesten Schärfe leckt er von der Fahrt durch die Krögen Linde der Dichtung und die hübschen Abarbeitungen der Verse.
Ein sich ausgereicherter Mitarbeiter stellt dem „Süd- deutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichen Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten die en heraus- geholt sind.
Der „Süddeutsche Postillon“ vermischt mit den An- schließ kommt sich ans rechte Ziel und ist der Dichtung aller Postillone.
Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei im Haus

vierteljährlich 40 Pf.
Jede einzelne Nummer 10 Pf.

Eingetragen im deutschen Verzeichnungs-Büchlein unter Nr. 2672 im Bayer. unter Nr. 661.
Redaktion und Expedition:

München, Senefelderstraße 4.

Meerschmann, Bernstein- u. Elfenbeinwaaren.

Spezialität:
Portraits bewährter sozialistischer Führer, Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfe, Zylip- nadeln, Mandarinenknöpfe, Stöcken und en gros, 100% en detail.
B. Günzel
Grannenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Von Carl Hendell.

Des Junkers Söhnchen schlummt und prägt,
Und hält das Dirnchen fest umfaßt.
„Sie, Kellner, von dem schwersten Weine!“
Das Dirnchen spreizt die dicken Beine —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Des Armen Weib mit dürrer Hand
Hält ihren schwangeren Leib umspannt.
Sie schreit, von Schluchzen unterbrochen:
„Kein Brod, und wieder in die Wochen!“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Des Armen Kind im Sterbeweh
Berückt just in der Charité.
Des Todes Pestwind hört sie jausen:
„O Mutter, Mutter, wach! ein Grausen!“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Der Börsenich, der sie verführt,
Der Bösewicht läßt ungerührt
Das Paß, das kaum noch was zu heißen,
Aus seiner Altschulstasche schmeißen —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Des Börsenichs studierter Sohn
Bekneipt sich für Altar und Thron.
Er gröhlt sich schier die Kehle heißer:
„Ein Salamander auf den Kaiser!“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Im warmen Redaktionsbüreau
Schmiert Doktor Bierhuhn Bohnenstroh:
„Enorm vermehrt in unserem Staat sich
Das Bildungsproletariat sich“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Mit Weib und Kind bei Stahlichstein
Steigt Einer vierter Klasse ein.
„Ein schriller Pfiff, „Lebt wohl, Genossen!“
Zach kommt ein Polizist geschossen.“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Im Parlament ruft Junker Topp:
„Der Deutsche brennt nur deutschen Schnaps.
Soldaten her! Die Grenze mauern!
Kosaken lauern schon und lauern.“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Der arme seine Pulte hält;
„Gott, wat en Elend in der Welt!
Kein Venchen abgemurkt von Muttern!
Im Zuchthaus kriegt sie doch zu füttern.“ —
Hurrah, Kornzoll und Deutschland!

Gewissensqual (Nachdruck verboten.)

von

August Strindberg.

(Deutsch von Gustav Vichtenstein.)

2. Fortsetzung.

Herr von Bleichroden hatte genug gehört, und das Blut hatte sein Gehirn derart überfüllt, daß er nicht schlafen konnte. Er ging hinaus in das Schenkzimmer und bat die Männer, nach Hause zu gehen!

Darauf entkleidete er sich, tauchte seinen Kopf in die Waschkübel, nahm Schopenhauer zur Hand und legte sich nieder, um zu lesen. Und er las mit klopfenden Pulsen: „Geburt und Tod gehören zum Leben; sie bilden das Gegengewicht zu einander; das eine bedingt das andere; sie bilden die beiden Extreme, die beiden Pole jeder Lebenserscheinung. Es ist das, was die tiefste aller Mythologien, die der Hindu durch ein Symbol ausgedrückt hat, welches das Attribut Schivas (des Zerstörers) ist: eine Halskette von Todtenkopfen und Lingam, das Organ und Sinnbild der Empfängnis... Der Tod ist die schmerzliche Auflösung des Knotens, der bei der Schöpfung in Wollust geknüpft worden ist, er ist die gewaltsame Zerstörung des Grundbegriffs unseres Daseins, er ist das Herausreißen aus einem Irrthum.“

Er ließ das Buch fallen, denn er hörte jemanden schreien und auf sein Bett schlagen. Wer war denn in dem Bette? Er sah einen Körper, dessen Unterleib durch Krampf zusammengedrückt und dessen Brustkorb fest gespannt war, und er vernahm eine sonderbare, hohle Stimme, die unter dem Lausen schrie. Das war ja sein eigener Körper! War er denn entzwei gegangen, da er sich selbst sah, sich selbst hörte wie eine andere Person? Das Schreien dauerte fort. Die Thür wurde geöffnet und die Wirthin trat ein, nachdem sie vermuthlich geklopft hatte.

„Was befehlen der Herr Lieutenant?“ fragte sie mit brennenden Augen und einem eigenthümlichen Lächeln auf den Lippen.

„Ich?“ antwortete der Kranke, „nichts!“ Aber ihm ist gewiß sehr schlecht und er will sicher einen Arzt haben.

„Es giebt hier keinen Arzt, aber der Pastor pflegt uns zu helfen“, antwortete die Frau, die nicht mehr lachte. „Dann schicken Sie nach dem Priester!“ sagte der Lieutenant.

Er hat sonst die Priester nicht gern.

„Aber wenn er krank ist, hat er sie gern“ sprach die Frau und verschwand.

Als der Pastor eintrat, ging er auf das Bett zu und ergriff das Handgelenk des Kranken.

„Was, glauben Sie, ist es?“ fragte der Kranke. — „Was, glauben Sie, hat er?“

„Böses Gewissen!“ war die kurze Antwort des Priesters.

Da slog Herr von Bleichroden empor.

„Böses Gewissen, weil er seine Pflicht gethan hat?“

„Jawohl!“ sprach der Geistliche und nahm ein nasses Handtuch, das er um den Kopf des Kranken schlang. —

„Hören Sie mich, wenn Sie noch können. Jetzt sind Sie verurtheilt! Zu einem grausameren Loose als jene — drei! Hören Sie nur genau zu! Ich kenne die Symptome! Sie sind an der Grenze, wahnsinnig zu werden! Sie müssen diesen Gedanken bis auf den Grund auszudenken versuchen! Denken Sie ihn stark, und Sie werden Ihr Gehirn sich gleichsam ordnen fühlen. Sehen Sie mich an und folgen Sie meinen Worten, wenn Sie können! Sie sind entzwei gegangen! Sie betrachten Ihren einen Theil wie eine zweite oder dritte Person! Wie kommen Sie dazu? Ja, sehen Sie, die Lügen der Gesellschaft machen uns alle zweitheilig. Als Sie heute an Ihre Frau schrieben, da waren Sie ein Mensch, ein aufrichtiger, einfacher, guter Mensch, als Sie aber mit mir sprachen, da waren Sie ein anderer! Wie der Schauspieler seinen Menschen verliert und ein Konglomerat von Rollen wird, so wird auch der Gesellschaftsmensch mindestens zwei Personen. Wenn nun durch eine Erschütterung, einen Aufruhr, durch das Erdbeben eines Geistes die Seele berstet, so liegen die zwei Naturen Seite an Seite und betrachten einander. — Ich sehe ein Buch hier auf der Erde, das auch ich kenne. Er war ein scharfsinniger Mann, vielleicht der tiefste Denker von allen. Er durchschaute das Elend und die Nichtigkeit des Erdenlebens so, als ob er es von unserm Herrn und Erlöser gelernt hätte, aber er konnte deshalb doch nicht aufhören, ein Doppeltgänger zu sein, denn das Leben, die Geburt, die Gewohnheit, die menschliche Schwäche zwangen ihn zum Rückfall! Sie hören, Herr, daß ich auch andere Bücher gelesen habe, als das Breviarium! Und ich spreche als Arzt, nicht als Priester, denn wir beide — folgen Sie mir nur genau — wir verstehen uns. Glauben Sie, ich fühle nicht den Fluch des Doppellebens, das ich führe. Ich hege keine Zweifel an den heiligen Dingen, denn sie sind mir in mein Fleisch und Blut eingewachsen, Herr, aber ich weiß, daß ich nicht im Namen Gottes spreche, wenn ich spreche. Die Lüge, sehen Sie, die erhalten wir schon im Mutterleibe, aus der Mutterbrust, und wer unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Wahrheit ganz herausprechen wollte... ja, ja. — Können Sie mir folgen?“

Der Kranke lauschte gierig, und seine Augenlider hatten sich, während der Geistliche sprach, nicht ein einziges Mal gefenkt.

„Nun zu Ihnen“, fuhr der Priester fort. „Es giebt einen kleinen Verräther mit einer Fackel in der Hand, einen Engel, der mit einem Korbe Rosen umhergeht und das Schlechte im Leben mit Blumen bestreut; er ist ein Engel der Lüge und heißt das Schöne. Die Heiden in Griechenland haben sie verehrt, die Fürsten ihr gehuldigt, denn sie hat die Augen der Völker mit Blindheit geschlagen, so daß sie die Dinge nicht sehen, wie sie in Wirklichkeit sind. Sie wandert durch die ganze Welt und verfälscht, betrügt! Weshalb, ihr Krieger, weshalb kleidet man euch in prächtige Trachten mit Gold und leuchtenden Farben? Weshalb arbeitet ihr stets mit Musil und unter fliegenden Fahnen? Geschieht es nicht, um das zu verbergen, was hinter eurem Gewerbe liegt? Wenn ihr die Wahrheit liebtet, würdet ihr in weißen Blusen einhergehen, damit die Blutflecke deutlich sichtbar sind, mit Messern und Axten wie die Fleischer im Schlächterladen, die Beile triefend von Blut und flebrig von Talg! An Stelle der Musikapellen würdet ihr eine Schaar heulender Menschen vor euch herjagen, Menschen, die durch den Anblick der Schlachtfelder wahnsinnig geworden; an Stelle der Fahnen würdet ihr Leichentücher tragen, und als Vagabond Särge mit euch führen!“

Der Kranke, der sich jetzt in Konvulsionen wand, faltete die Hände zum Gebet und laute an den Nägeln. Der Priester hatte ein entschliches Gesicht angenommen; hart, unbeweglich, haßerfüllt und er fuhr fort:

„Du bist ein von Natur guter Mann, und ich will auch Deinen guten Menschen nicht strafen, nein, ich strafe Dich als den Repräsentanten, wie Du Dich genannt hast, und Deine Strafe soll für andere eine Warnung sein! Willst Du die drei Leichen sehen? Willst Du sie sehen?“

„Nein, um Jesu willen!“ schrie der Kranke, dessen Hand von Angstschweiß durchnäßt war und an seinen Schultern klebte.

„Deine Feigheit beweist, daß Du ein Mensch bist und feig wie dieser.“

Wie von Peitschenhieben getroffen, fuhr der Kranke empor; sein Gesicht wurde ruhig, seine Brust legte sich, und mit kalter Stimme, als wäre er vollkommen gesund, sagte er: „Geh! hinaus, Priester! sonst verlodst Du mich zu Dummheiten!“

„Aber ich komme nicht wieder, wenn Du mich ruffst“, sprach dieser. „Bedenke das! Bedenke, daß es nicht

meine Schuld ist, wenn Du nicht wirst schlafen können, eher die Schuld jener, die dort drinnen im Billardsaal liegen! Auf dem Billard, hörst Du!“

Und nun schlug er die Thüren zum Billardsaal auf, aus dem ein entschlicher Geruch nach Karbol in das Krankenzimmer strömte.

„Rieche, rieche! Das riecht nicht nach Pulverrauch, das ist nicht angethan, um von einer großen That nach Hause zu telegraphiren: „Große Niederlage, drei Tode und ein Bahnsünniger, Gott sei gepriesen! Das ist nicht angethan, um Verse darüber zu schreiben, und Blumen auf die Straßen zu werfen, und in den Kirchen zu weinen. Das ist kein Sieg! Das ist ein Schlachten, Du, das ist ein Schlachten, Du Schlächter!“

Herr von Bleichroden war aus dem Bett gesprungen und hatte sich zum Fenster hinausgeworfen. Auf dem Hof wurde er von einigen seiner Leute ergriffen, die er in die linke Seite beißen wollte. Darauf wurde er gebunden und in das Feldlazareth des Hauptquartiers geführt, um als von voll ausgebildetem Bahnsünniger ergriffen in einem Hospital untergebracht zu werden.

Es war zu einer sonnigen Morgenstunde in der letzten Hälfte des Februar 1871. Den steilen Martherenberg in Lausanne stieg, Schritt für Schritt, eine junge Frau am Arme eines Herrn in mittleren Jahren empor. Sie befand sich in einem weit vorgeschrittenen Zustand der Schwangerschaft und hing fast am Arme ihres Begleiters. Ihr Gesicht war das eines Mädchens, aber leichenblau von Sorge; sie war schwarzgelleidet. Der Mann an ihrer Seite trug keine schwarzen Kleider, woraus Vorübergehende schlossen, daß er nicht ihr Gatte war. Er schien tief bekümmert, beugte sich von Zeit zu Zeit zu dem jungen Weibe hinab und sprach ein oder das andere Wort, worauf er wieder in seine eigenen Gedanken versank. Als sie den Platz an dem alten Zollhause vor dem Wirthshause A l'Ours erreicht hatten, blieben sie stehen.

„Noch ein Berg?“ fragte sie.

„Jawohl, liebe Schwester“, antwortete er. „Laß uns einen Augenblick niederstehen.“

Und sie setzten sich auf eine Bank vor dem Wirthshause. Ihr Herz schlug langsam und ihre Brust athmete schwer, als ob ihr die Luft fehlte.

„Es thut mir leid um Dich, armer Bruder“, sagte sie, „ich sehe, Du sehnst Dich nach den Deinen!“

„Schwester, sprich davon nicht“, antwortete er. „Wohl ist mein Herz bisweilen weit fort, und sicher wird man zu Hause meiner bei der Saat bedürfen, aber Du bist ja meine Schwester, und dein eigen Fleisch und Blut kann man doch nicht verleugnen.“

„Wir wollen sehen“, nahm Frau von Bleichroden das Gespräch wieder auf, „ob hier die Luft und die neue Behandlung etwas zu seiner Besserung werden thun können. Was glaubst Du?“

„Ganz sicher“, antwortete der Bruder, aber er wandte sich fort, um seine zweifelnde Miene nicht zu zeigen.

„Welch einen Winter habe ich in Frankfurt durchlebt! Daß das Geschick solche Grausamkeiten erfinden kann! Ich glaube, ich hätte seinen Tod leichter ertragen, als dieses lebendige Begrabensein.“

„Aber die Hoffnung lebt immer“, sprach der Bruder in hoffnungsvollem Ton. Und dann wanderten seine Gedanken wieder fort zu seinen Kindern und seinen Aedern. Aber gleich darauf schämte er sich gleichsam über seine Selbstsucht, daß er nicht so ganz bei dieser Sorge sein konnte, die eigentlich nicht die seine war, und die ihm ganz unverschuldet zugefügt wurde, und er ward böse auf sich.

Jetzt vernahm man einen gelben, langgezogenen Schrei von der Höhe des Berges, der einer Lokomotivpfeife gleich, und bald darauf wieder einen.

„Geh denn der Zug so hoch hinauf in die Berge?“ fragte Frau von Bleichroden.

„Es muß wohl sein“, sagte der Bruder und lauschte mit weitgeöffneten Augen.

Man vernahm noch einen Schrei! Aber jetzt klang es, wie wenn jemand ertrinkt.

„Wir wollen wieder heimkehren“, sprach Herr Schanz, der ganz bleich geworden war. „Du vermagst diesen Berg heute nicht mehr zu gehen und morgen wollen wir vernünftiger sein und eine Droschke nehmen.“

Die Frau aber beharrte auf ihrem Voratz. Und so stiegen sie den hohen Berg zum Hospital empor. Es war eine Kalvarienwanderung. In den grünen Hagedornheiden zur Seite des Weges eilten schwarze Drosseln mit gelben Schnäbeln umher; an den ephenumrankten Mauern liefen graue Eidechsen um die Wette und verschwanden in den Rissen; voller Frühling herrschte, denn es war kein Winter gewesen; und am Rande der Wege blühten Primeln und Helleborus. Aber dies fesselte die Aufmerksamkeit der Solgathawanderer nicht. Als sie den Berg halbwegs erklimmen hatten, wiederholte sich das unheimliche Schreien. Wie von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, wandte Frau von Bleichroden sich dem Bruder zu, sah ihm mit ihren halberlosten Augen in die seinigen,

um ihren Verdacht bestätigt zu finden, und sank darauf, ohne einen Laut hervordringen zu können, auf die Erde nieder, dessen gelber Staub sie wie mit einer Wolke umgab. Und hier blieb sie liegen.

Ehe sich der Bruder noch erholen konnte, war ein gefälliger Spaziergänger schon nach einem Wagen geeilt, und als die junge Frau in denselben gehoben wurde, hatte ihre Arbeit für das kommende Geschlecht bereits begonnen, und nun vernahm man zwei Schreie, den Ruf zweier Menschen aus tiefstem Jammerthal. Herr Schanz, der seinen Hut verloren hatte, blickte empor zu dem blauen Frühlingshimmel und dachte bei sich: Wenn es nur dort oben gehört werden könnte, aber es ist sicherlich zu hoch!

Im Hospital war Herr von Bleichroden in einem Zimmer mit völlig freier Aussicht nach Süden untergebracht worden. Die Wände waren gepolstert und in hellblauem Farbenton gemalt, durch den man leichte Konturen von Landschaften sehen konnte. Die Decke war wie ein Spalier mit Weinlaub gemalt. Die Dielen waren mit Teppichen belegt, und unter dem Teppich lag eine Schicht Stroh. Die Möbel waren ganz mit Koffhaaren und Stoffen überkleidet, damit keine Ecken oder Kanten des Holzes sichtbar wären.

Wo die Thür sich befand, konnte von innen nicht entdeckt werden, und dadurch wurden alle Gedanken auf einen Ausgang und das Gefühl der Einsperrung, das in einem zerrütteten Gemüthszustand das Gefährlichste ist, von dem Kranken ferngehalten. Die Fenster waren zwar mit Gitter versehen, aber in Form von *lours de lis* und Laubwerk schön gearbeitet sowie derart gemalt, daß man die Gitter kaum gewahrte.

Der Wahnsinn des Herrn von Bleichroden hatte die Form von Bewußtseinsqualen angenommen. Er hatte einen Winger unter geheimnißvollen Umständen ermordet, die zu bekennen er nicht im Stande war, aus der einfachen Veranlassung, weil er sich ihrer nicht erinnerte. Nun saß er im Gefängnisse und erwartete die Vollstreckung des Urtheils, denn er war zum Tode verurtheilt worden. Aber er hatte auch lichte Stunden. Dann heftete er große Bogen Papier an die Wände des Zimmers und schrieb sie mit Syllogismen voll. In solchen Stunden kam es ihm zum Bewußtsein, daß er Franktireurs hatte erschienen lassen; aber er erinnerte sich nicht mehr, daß er verheiratet war; den Besuch seiner Frau nahm er wie den eines Eleven auf, dem er Unterricht in der Logik erteilte. Er hatte als Prämisse aufgestellt: daß Franktireurs Verräther seien und die Ordre laute: erschieße sie! Eines Tages hatte seine Frau, die genöthigt war, bei allem dabei zu sein, die Unvorsichtigkeit, seinen Glauben an die Prämisse zu erschüttern, daß alle Franktireurs Verräther seien, und da riß er alle Konklusionen von der Wand herab und sagte, er werde zwanzig Jahre verwenden, um die Prämisse zu beweisen. Mitunter hatte er große Projekte für das Wohl der Menschheit. Worauf gehe all unser Streben hier auf Erden aus? fragte er. Weshalb regiert der König, predigt der Priester, dichtet der Dichter, malt der Maler? Um dem Körper Sticksstoff zu verschaffen. Sticksstoff sei das theuerste aller Nahrungsmittel, deshalb sei Fleisch am theuersten, Sticksstoff sei die Intelligenz, denn die Reichen, welche Fleisch essen, sind intelligenter als die Andern, die mehr Kohlenhydrate essen. Jetzt sei Sticksstoff auf der Welt schwer zu haben, und daraus entstanden Kriege, Arbeiterstreiks, Zeitungen, Sektenwesen und Staatsstreiche. Man müsse eine neue Grube mit Sticksstoff erfinden. Herr von Bleichroden hatte sie entdeckt, und nun sollten alle Menschen gleich werden; Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit würden auf Erden zur Wirklichkeit werden. Diese unerlöschliche Grube heiße: die Luft. Sie enthalte 79 Prozent Sticksstoff, und man müsse eine Art erfinden, damit die Lungen denselben direkt aufnehmen und zur Ernährung des Körpers verarbeiten, ohne daß es sich erst in Gras, Getreide und Gemüse entwickele, um dann von Thieren zu Fleisch verwandelt zu werden. Dieses Problem war das der Zukunft und Herrn von Bleichrodens; durch dessen Lösung würden Landwirtschaft und Viehzucht überflüssig, und das goldene Zeitalter wieder auf Erden einziehen. Dazwischen verfiel er wieder in seine Träume über den begangenen Mord, und da war er tief unglücklich. (Fortsetzung folgt).

Warum geht Rußland auf Eroberungen aus?

Von Stepaniaf.

Aus Deutsche übertragen von B. N.

V.

Vor 1861 spielte jedes Mitglied der Mittellasse eine sehr klägliche Rolle. Da kam aber die Emanzipation, welche dem Lande mit einem Schlage ein ganz anderes Aussehen gab. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft verlor der Adel in der That den Charakter einer privilegierten Klasse. Die Hauptqual des nationalen Reichthums — der Grundbesitz — war von jetzt ab Jedermann zugänglich, weil derselbe nicht mehr den Besitz von Leibeigenen mit einbegriff. Weite Landstrecken, welche den vierten Theil der abligen Besitzungen ausmachten, sind bereits aus den Händen ihrer ruinirten Besitzer in die der Kaufleute oder anderer Leute desselben Genres übergegangen; ein anderes Viertel ist von den Banken mit Hypotheken belastet, befindet sich aber thatsächlich ebenfalls in den Händen der Kaufleute, welche Aktionäre dieser Banken sind. Die Millionen von Bauern, welche früher für die Adligen arbeiteten, bereichern jetzt durch ihre Arbeit die Kaufleute, welche ausgezeichnete Mittel gefunden

haben, sich den neuen Verhältnissen auf dem Lande anzupassen. Die jetzt von keinem mehr abhängigen Bauern stürzen sich, vom Hunger getrieben, schaarweise in die Städte, drängen sich an den Thüren der Fabriken und betteln um Arbeit, wenn auch für den geringsten Lohn. Nach der Emanzipation kam Leben in das ganze Land. Neue Verbindungswege wurden zur Befriedigung der erhöhten Bedürfnisse des neuen Lebens erforderlich, und in wenigen Jahren breitete sich über ganz Rußland ein Eisenbahnnetz aus. Die nationale Industrie nahm einen erstaunlichen Aufschwung. In den letzten zwanzig Jahren hat sie sich verfünffacht. (Elisée Reclus, Géographie de la Russie). Industrielle Handels-Unternehmungen jeder Art, Banken, Gesellschaften, schossen wie Pilze nach einem Regentage hervor. Mit der außerordentlichen Schnelligkeit, welche den Fortschritt unserer ganzen Gesellschaft charakterisirte, stürzte sich alles auf ganz unbekannte Erwerbszweige. Und wer wurde der Held dieser Gesellschaft? Der Kaufmann, der früher verachtete, verunglimpft, kriechende Kaufmann. Er ist alles und überall: Grundbesitzer, Wähler des Bezirks-Ausschusses, Kapitalist; er macht die bedeutendsten Geschäfte, er herrscht im Gemeinderathe. Nur er ist glücklich und die ruinirten Adligen nehmen dankbaren Herzens eine einträgliche Stellung bei ihm an. Er ist jetzt ein wohlhabender Mann. Aus der früheren Milchkuh, welche nur die Faulen nicht melkten, ist er das am meisten geachtete und umschmeichelte Mitglied der Gemeinde geworden. Er fürchtet die kleinen Verwaltungsbeamten nicht mehr; jetzt stehen sie ihm zu Diensten, begierig, als freiwilliges Geschenk das zu erhalten, was sie früher mit Gewalt gefordert. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat das soziale Leben von zahlreichen Auswüchsen privater Tyrannei befreit; neue Geschworenengerichte mit öffentlicher Gerichtsbarkeit lassen jedem Gerechtigkeit widerfahren (ausgenommen in politischen Prozessen) und sind bereit, Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, namentlich wenn sie Leuten zugefügt worden sind, die den Beistand der besten Vertheidiger erlangen können.

Aber all dieses Glück konnte den Kaufmann persönlich nicht ändern. Wohl aber haben sich seine frühere Niederträchtigkeit, seine Schächternheit, seine knechtische Unterwürfigkeit sehr schnell in eine anmaßende und übermüthige Haltung gegen seine Untergebenen, die er jetzt mit Füßen treten kann, verwandelt. Vor wichtigen Personen aber nimmt er wieder eine niedrige und sklavische Haltung an. Er hat gelernt, mit seinem Reichthum verschwenderisch umzugehen und ihn zur Schau zu tragen, weil er jetzt sein Ansehen und seinen Einfluß nur vermehren kann. Um in den Gesellschaften, in denen er in so wohlwollender Weise aufgenommen wurde, durch sein Aeußeres keinen Anstoß zu erregen, hat er seinen altmodischen Kaftan ab- und europäische Kleidung angelegt; manchmal rasirt er sogar seinen heiligen Bart. Dennoch ist er keineswegs Europäer geworden. Er ist noch ganz unwissend und empfindet keines jener geistigen Bedürfnisse, welche die Kultur bei seinen europäischen Kollegen erweckt hat. Die Mittellasse — das Bürgerthum der europäischen Nationen ist eine Klasse, welche die größten Schätze moderner Civilisation, Reichthum und Intelligenz, in sich vereint; sie ist nicht nur die reichste, sie ist auch die gebildete Klasse der Nation. Dieser Umstand hat sie dazu veranlaßt, sich bewaffnet gegen den Despotismus zu erheben, und ihr zugleich die Kraft gegeben, die Monarchie und Landes-Aristokratie zu stürzen. In Rußland besitz, wie wir gesehen haben, die wirkliche Mittellasse nur eine dieser Eigenschaften und dazu noch die unbedeutendere: den Reichthum, dabei aber einen merkwürdig unbeholfenen Geist. Die geistige Macht ist in den Händen einer anderen Klasse, welche weder die Gewalt noch den Einfluß auf die Menschen besitzt, die nur der Reichthum verleiht. Diese bedauerliche und unnatürliche Trennung kann nicht lange dauern. Von den 10 000 Studierenden unserer Universitäten gehören ungefähr 3800 der Mittellasse an, welche früher fast gar keine Vertreter in unseren Schulen hatte. Was nun die Gymnasien anbetrifft, so bilden die der nicht privilegierten Klasse angehörigen Schüler jetzt die Majorität. Die Mittellasse wird, trotz der fortgesetzten und schamlosen Hindernisse, welche das sogenannte Ministerium der Volksaufklärung ihr entgegenstellt, immer unterrichtet. Bis jetzt war aber die Trennung zwischen Reichthum und Intelligenz sehr stark ausgeprägt, und die Regierung versteht es wohl, den größten Vortheil daraus zu ziehen. Das neue aus Kaufleuten, reich gewordenen Bourgeois, Bucherern aus der Provinz und Kneipwirthern zusammengesetzte Bürgerthum ist in der That die beste, sicherste, die einzige treue Stütze der bestehenden Regierung, nicht weil es etwa, wie die Bauern, für einen mythischen, nur in der Einbildung lebenden, sondern für den wirklichen Fahren, das Haupt und die Seele des bestehenden Staates Partei nimmt, trotz seiner Unterdrückungen, seiner Willkür, seiner Erpressungen, seiner Grausamkeiten. Keiner dieser Ungerechtigkeiten berührt auch nur im Mindesten unsern neuen Staatsbürger. Wie kann er unter der Unterdrückung der Redefreiheit leiden, wenn er nichts zu sagen hat? Oder der Pressfreiheit, wenn er nur Annonzen liest? Er ist noch zu beschränkt, um zu begreifen, daß eine bessere Gestaltung des politischen Lebens durch Hebung der allgemeinen Lage des Landes auch die Einnahmen seiner ganzen Klasse verzehnfachen würde. Er findet es viel vortheilhafter, aus der herrschenden Willkür und Bestechlichkeit, welche um elenden Mammon die politischen Kräfte des Staates zu seiner Verfügung stellen, Vortheil zu ziehen.

So befinden sich beide Parteien in vollständiger

Harmonie. Die Regierung, welche sich um nichts als um ihre eigene Existenz kümmert, ist glücklich, solche Stützen gefunden zu haben, und dieses Bewußtsein wird sie schwerlich zur Veränderung des eingeschlagenen Kursums veranlassen. Das vollkommenste Regiment der Mittelklassen, die Herrschaft des Bürgerthums mit einem Bürgerkönig nach Art Louis — Philipp's könnte nicht mit halb so viel Egoismus die Interessen der ganzen Nation denen der Bourgeoisie aufopfern, als es die Faren Alexander II. und Alexander III. gethan haben. Niemand hat bis jetzt die Gesamtsumme berechnet, welche zur direkten Unterstützung an industrielle Unternehmungen, Eisenbahn- oder Seegesellschaften, sowie an Fabrikanten von Erzeugnissen jeder Art, „in der Absicht, der nationalen Industrie zu Hilfe zu kommen“, gezahlt worden ist. Aber nach dem, was beispielsweise über die Eisenbahnen veröffentlicht worden ist, zu urtheilen, haben diese Summen um das Fünf- oder Sechsfache diejenigen übertroffen, welche man zum Besten des Adels geopfert hat. Man muß nach Milliarden von Rubeln zählen — man könnte von Kontributionen, welche einem besiegten Lande auferlegt sind, sprechen. Als Egoisten tragen unsere Kapitalisten indessen große Sorge, jeder Beisteuer zu Gunsten des Staatsäckels, welcher ihnen Dank seiner Freigebigkeit solche Vortheile verschafft, aus dem Wege zu gehen. Als in den Jahren 1865—1866 die Semstwo das in der Industrie angelegte Kapital zu besteuern beschloßen, veranlaßten die Kapitalisten die Regierung, ein Spezialgesetz (19. November 1867) zu veröffentlichen, durch welches die Besteuerung der industriellen Unternehmen verboten wurde. So wurde eine beschwerliche und ungerechte Ausnahme zu Gunsten der reichsten Bürger bestätigt.

Gegen die übrigen Klassen, einen Theil des Adels nicht ausgeschlossen, zeigt die Regierung immer ein gewisses Mißtrauen. Wenn sie die Semstwo einsetzt und sie ganz in die Hände des Adels legt, sorgt sie dafür, den kleinen Adel davon auszuschließen, indem sie für die Wahl Eigenschaften fordert, welche dieser selten besitzt. Der Mittellasse gegenüber giebt sie sich viel vertrauensvoller. Die Städteverordnung von 1870 gab durch Gewährung eines gewissen Grades von Selbstregierung unsere Städte gänzlich preis. Sie schließt die Masse der gebildeten Klassen aus, dagegen keinen, der die Schulen unserer Handelskammern, die in dem Ruße eines zweifelhaften sittlichen Werthes stehen, besucht hat. Die ungebildeten Geschäftsgehilfen und Kommissionäre, welche zwei bis drei Rubel jährlich an Gewerbesteuer zahlen, haben bei der Wahl der Stadträthe das Stimmrecht, während die Bürger, welche keinen Handel treiben, sondern einem achtbaren, freien Berufe obliegen — Universitätsprofessoren, Aerzte, Advokaten u. s. w. — kein Stimmrecht besitzen, wofür sie nicht Hausbesitzer sind. Diese Ausnahme, die nur selten in Rußland zutrifft, schließt die aufklärteste Klasse der russischen Gesellschaft von jedem Einfluß auf die Verwaltung der Städte aus. Als dieses System seine Früchte trug, und eine Reihe skandalöser Bankrotte städtischer Banken zeigte, daß die Bestechlichkeit der Stadtbehörden sich den bekannten Unterschleifen der Regierungsbeamten würdig an die Seite stellte (denn es dürfte unmöglich sein, letztere in den Schatten zu stellen), vernahm man im ganzen Lande nur einen Schrei der Entrüstung. Man verlangte allerseits dringende Maßnahmen, jener schamlosen Verschleuderung öffentlicher Gelder ein Hinderniß in den Weg zu stellen. Als das einfachste Mittel, die Unredlichkeit der Honoratioren der Städte in Schach zu halten, wurde die Aufhebung der den gebildeten Klassen gezogenen Schranken verlangt. Die Forderung war sehr bescheiden; trotzdem blieb die Regierung dagegen taub. Sie hielt es für eine genügende Garantie, wenn sie den nahen Verwandten verbot, die Stellung eines Direktors der genannten Banken einzunehmen.

Schutz und Förderung des Handels von Seiten der Regierung wurde von unserer Mittellasse immer eifrig gewünscht. Jedesmal, wenn von dem Berliner, Pariser oder Londoner Markt her ein eifriger Wind wehte, hat sie, unfähig sich selbst zu schützen, unter Krokodilstränen die Regierung um Einführung von Schutzzöllen, und die Regierung stahl dann zusammen mit ihren theuren Söhnen. Da die Einfuhrzölle immer höher wurden, verwandelten sie den Schutz Zoll in einen Prohibitivzoll und verschlossen dem Auslande, namentlich Deutschland, gänzlich die russischen Märkte. Der Moskauer Fabrikant hoffte ruhig im Schatten der „Moskauer Zeitung“ schlafen zu können. Ein ganz unerwartetes Ereigniß sollte aber seine Hoffnungen vernichten. Die deutschen Produkte konnten nicht über die Grenze kommen; nichts aber verhinderte die deutschen Produzenten, sie massenweise zu überschreiten. Sie konnten ihre Waaren nicht nach Rußland schicken, also gingen sie selbst mit ihrem Kapital, ihren Arbeitern und Maschinen über die russische Grenze und schlugen auf der anderen Seite ihre Zelte auf. Sie wählten Polen, weil es ihnen besser bekannt war und ihrem Geschmack mehr entsprach. Lodz wurde das Zentrum deutscher Kolonien. Früher nur ein kleines Dorf, ist es jetzt Dank seiner Bevölkerung und seiner Industrie die zweite Stadt Polens. Sieben Achtel der polnischen Baumwollenwebereien sind hier zu finden. Die meisten deutschen Fabriken gefärbter Wollen- und Baumwollstoffe bedecken eine Fläche von mehr als zehn Quadratkilometern. Ebenso verhält es sich mit den benachbarten Städten. Der ganze Bezirk ist jetzt mehr deutsch als polnisch.

So ist der gefürchtete Feind über die Mauern gestiegen und hat seine Waarenballen gegen seine Segner geschleudert — eine sehr unangenehme Ueberraschung für den russischen Fabrikanten. Die deutschen Gewebe fanden

in Rußland eine täglich größer werdende Verbreitung. Sie beginnen jetzt selbst in der alten Hauptstadt festen Fuß zu fassen. Das brachte unsern langbärtigen Moskowitzern eine herbe Enttäuschung und großer Verdruß. Aber der Paladin der Gaunerei, der Chef des Diebsgesindel, der Leiter der „Moskauer Zeitung“, zeigte sich diesen Verhältnissen durchaus gewachsen. Er begann eine heftige literarische Fehde und verlangte die Feststellung einer inneren Grenze, welche Polen die russischen Märkte verschließen und die polnischen Fabrikate mit Zoll belegen sollte. Das wäre wahrlich eine energische und famose Maßregel: angenommen, der Plan Kattoffs wurde realisiert — was könnte die Deutschen verhindern, diese neue Grenze zu überschreiten. Und was wäre zu thun, wenn sie mit einigen Schritten bis Moskau gelangten?

Derselbe Leiter der „Moskauer Zeitung“ ging im Juni 1885 noch weiter. Er schlug nichts mehr und nichts weniger vor, als Polen für einige Millionen an Deutschland zu verkaufen, um die Moskauer Industriellen mit einem Schlage von einer so gefährlichen Wettbewerbung zu befreien. Das ist wirklich der Gipfel der Absurdität. Aber ist etwas charakteristischer, als eine solche Ansicht von einem Manne auszusprechen zu hören, der keineswegs zu den gewöhnlichen Journalisten gehört, deren Einfälle ohne jedes Gewicht sind? Kattoff ist etwas wie ein permanentes Kabinettsmitglied ohne Portefeuille, einer der drei Menschen, welche den Herrscher des russischen Reiches beherrschen.

Die soziale Revolution in London.

II.

Dieses Massakre kündigte den Beginn der Revolution an, den Bürgerkrieg. Gleich allen solchen Ereignissen, ging dieses nicht schnell vor sich; das Volk wußte kaum, in welcher Krisis es sich befand.

Schauerlich, wie das Massakre war, und entsetzlich, überwältigend, wie der erste Schrecken gewesen, so äußerte sich das Gefühl des Volkes, als Letzteres Zeit hatte, darüber nachzudenken, doch mehr als Aerger, denn als Furcht, obgleich der militärische Belagerungszustand nun von dem „schneidigen“ jungen General mit aller Strenge gehandhabt wurde. Die herrschenden Klassen allerdings überkam, als am nächsten Morgen die Nachricht überall hin verbreitet wurde, ein Gruseln; aber die Regierung und ihre allernächsten Stützen sagten sich, daß der Wein, den man angezapft, auch getrunken werden müsse.

Nichtsdestoweniger waren selbst die reaktionärsten der kapitalistischen Blätter — mit zwei Ausnahmen — durch die erschütternde Nachricht verblüfft; sie gaben nur die Neuigkeit als solche, ohne sich über sie auszulassen, ohne irgend welchen Kommentar. Nur ein einziges Blatt wagte sich energisch gegen das Massakre zu erklären, und das hatte einen solchen Erfolg im Publikum, daß die Regierung gezwungen wurde, den Belagerungszustand aufzuheben.

Drei Mitglieder des „Komitee's der öffentlichen Sicherheit“ hatten auf dem Trafalgar Square das Leben gelassen; der Rest versammelte sich wieder im alten Lokale und sah den Kommenden ruhig entgegen. Am Montag Morgen wurden sie dort festgenommen. Wäre es auf den General angekommen, er hätte sie sofort erschiesen lassen; aber die Regierung getraute sich das Wagnis nicht zu, diese Leute ohne Prozeß hinrichten zu lassen. Man sprach zuerst davon, die Komiteemitglieder durch eine „Spezial-Kommission“ von Richtern aburteilen zu lassen, das heißt, durch Leute, deren Auftrag es gewesen wäre, ein Schuldig auszusprechen. Aber im Schüttelfieber der Regierung war Kälte auf Hitze gefolgt und man überwies die Verhafteten der Assisen-Jury.

Da harrete der Regierung ein neuer Schlag; denn obgleich der Richter die Jury instruiert hatte, die Angeklagten schuldig zu sprechen, gab sie ein freisprechendes Verdikt ab und fügte demselben noch die Erklärung hinzu, daß die Handlungsweise des Militärs auf dem Trafalgar Square „unüberlegt, unglücklich und unnötig“ gewesen.

Das „Komitee der öffentlichen Sicherheit“ erneuerte seine Sitzung und war von da ab der Sammelpunkt aller Opposition gegen das Parlament.

Die Regierung gab jetzt auf allen Seiten dem Volke nach und gewährte die Forderung des Volkes, obgleich unter den Führern der beiden sogenannten Oppositionsparteien ein Komplott zu einem Staatsstreich im Gange war.

Der wohlmeinende Theil des Publikums war überfrohen, und dachte, alle Gefahr eines Bürgerkrieges sei nun vorüber. Der Volksfieg wurde in riesigen Massenversammlungen gefeiert, in den Parks und sonstwo, zum Andenken an die Opfer des großen Massakres.

Doch die Maßregeln, die man nun zur Aufhilfe für die Arbeiter anordnete, waren, obgleich sie den oberen Klassen verhängnisvoll-revolutionär erschienen, doch nicht gründlich genug, um dem Volke Nahrung und ein unabhängiges Leben zu sichern; sie mußten daher durch ungeschriebene Verordnungen ergänzt werden, welche der Legalität ermangelten. Obgleich nämlich die Regierung das Parlament, die Gerichte, die Armee und die „Gesellschaft“ als ihre Stütze hatte, begann dennoch das „Komitee der öffentlichen Sicherheit“ eine Macht im Lande zu werden und repräsentirte thatsächlich die arbeitende Klasse.

Das Komitee verbesserte sich ungeheuer nach seiner Freisprechung; seine alten Mitglieder besaßen nicht viel

Verwaltungsgehalt, obgleich sie, mit Ausnahme einiger Selbstthäter und Verräther, ehrliche und mutige Männer, und Viele unter ihnen hochtalentirt waren. Doch nun, da es galt, unmittelbar zu handeln, traten die fähigen Männer vor, welche zu leiten verstanden; und rasch wuchs ein großes Netzwerk von Arbeiter-Assoziationen, deren eingeständenes Ziel es war das Schiff des Gemeinwesens in das Verhältniß des Kommunismus hinüberzuleiten. Da sie thatsächlich die Leitung des gewöhnlichen Arbeitskrieges übernahmen, wurden sie bald das Mundstück und die Vermittlungsbehörde der gesamten Arbeiterschaft, und die fabrizierenden Profit-Schinder fanden sich dieser Kombination gegenüber machtlos. Solange nicht das „Komitee“ der Fabrikanten, das Parlament, Muth faßte, von Neuem den Krieg zu beginnen und rechts und links zu schießen, mußten die Fabrikanten den Forderungen ihrer Angestellten nachgeben und immer höhere Löhne für immer kürzere Arbeitszeit bewilligen.

Doch hatten die Fabrikanten einen Allirten, und das war der rasch nahende Zusammenbruch des ganzen, auf dem Weltmarkt und der Nachfrage beruhenden Systems; dies ward allen Leuten so klar, daß die Mittelklasse — die einen Augenblick, vor Schreck über das große Massakre, die Regierung verurtheilt hatte — nun fast in Massen umkehrte und die Regierung gebieterisch aufforderte, sich besser um den Zustand der Dinge zu kümmern und der Tyrannei der sozialistischen Führer ein Ende zu bereiten.

Auf diese Weise explodirte die reaktionäre Verschwörung, ehe sie reif war; aber diesmal waren das Volk und seine Führer darauf eingerichtet und hatten, ehe die Reaktionäre Fortschritte machen konnten, die nöthigen Schritte eingeleitet.

Die liberale Regierung wurde von den Konservativen geschlagen, obgleich die Letzteren sich in der Minorität befanden. Die Vertreter des Volkes im Hause verstanden wohl, was dies bedeutete und nach einem Versuch, durch namentliche Abstimmung die Sache im Hause auszufechten, verließen sie dasselbe unter Protest und kamen in corpore in das „Komitee der öffentlichen Sicherheit.“

Damit begann der Bürgerkrieg ernsthaft.

Doch der erste Akt dieses Bürgerkriegs bestand nicht bloß in Kämpfen. Die neue Torry-Regierung beschloß, zu handeln, wagte es aber nicht, den Belagerungszustand zu erneuern, sondern schickte einen Haufen von Militär und Polizei ab, um das „Komitee der öffentlichen Sicherheit“ in corpore zu verhaften. Das Komitee leistete keinen Widerstand, obgleich es dessen fähig gewesen wäre, da es nun eine beträchtliche Schaar von Männern zur Verfügung hatte, welche für's Aeußerste vorbereitet waren. Das Komitee zog es vor, erst eine Waffe zu probiren, die es für stärker hielt, als den Strafenkarpf.

Die Mitglieder des Komitee's gingen ruhig in's Gefängniß; aber ihre Seele und ihre Organisation war draußen geblieben. Sie hingen nicht von einem sorgfältig arrangirten Mittelpunkt ab, sondern von einer riesigen Volksmasse, die mit der Bewegung sympathisirte, welche durch eine große Anzahl von Gliedern, aus kleinen Zentren bestehend, geleitet war, und zwar durch sehr einfache Instruktionen. Diese Instruktionen wurden nun ausgeführt.

Am nächsten Morgen, als die Führer der Reaktion sich im Stillen über die Wirkung freuten, welche der Zeitungsbericht über ihren Streich auf das Publikum äußern würde — erschienen keine Zeitungen; erst gegen Mittag kamen ein paar Blättchen mühselig heraus, von der Größe einer Zeitung des 17. Jahrhunderts; am Zustandekommen dieser armseligen Blättchen hatten Polizisten, Soldaten, Manager, Redaktionsleute mitarbeiten müssen. Als die Blättchen auf die Straße gelangten, wurden sie schnell vergiffen und eifrig gelesen; aber der ernste Theil ihrer Neuigkeiten war schal und abgestanden; man brauchte dem Volke nicht zu sagen, daß der „Allgemeine Streik“ begonnen hatte.

Die Eisenbahnen waren nicht in Betrieb, die Telegraphenlinien ohne Bedienungsmannschaft; Fleisch, Fisch und Gränzeug lag auf dem Markte noch verpackt und kam um; Tausende von Familien aus der Mittelklasse, welche hinsichtlich ihrer nächsten Mahlzeiten auf die Arbeiter angewiesen waren, versuchten verzweifelte Anstrengungen, die Bedürfnisse des Tages zusammenzubringen; unter denen, die sich vor dem Kommenden nicht fürchteten, herrschte sogar ein gewisses Vergnügen über dieses unerwartete Ereigniß.

So verlief der erste Tag und am Abend befand sich die Regierung in großer Verlegenheit. Um die Volksbewegung niederzuhalten, stand der Regierung nur ein Mittel zu Gebote: die brutale Gewalt; aber es war Nichts da, gegen was Militär und Polizei aufmarschiren konnte; denn es zeigten sich keine bewaffnete Schaaeren auf der Straße; die Bureau's der verbündeten Arbeiter waren — dem Augenschein nach wenigstens — in Pläge zur Hälfte für die Arbeitslosen umgewandelt und unter diesen obwaltenden Umständen konnte die Regierung es nicht wagen, jene Leute einsperren zu lassen, während sie mit solcher Arbeit beschäftigt waren; um so weniger, als an jenem Abend auch viele „sehr respectable“ Leute sich in jenen Bureau's mit dem Gesuch um Hilfe meldeten und aus der mißthätigen Hand der Revolutionäre ihr Abendbrot empfingen.

So konzentrirte die Regierung an jenem Abend Militär hier und dort, verhielt sich aber still, in der Erwartung, daß am nächsten Morgen ein Manifest der „Rebellen“, wie man sie nun zu heißen begann, erscheinen

werde, daß der Regierung irgend welchen Anlaß zur Aktion verschaffen würde.

Aber die Regierung fand sich enttäuscht. Nichts rührte sich; und endlich wurde sie selbst durch den Boykott-Akt völlig eingeschüchtert; ihre Rathgeber wurden wild und äußerst schwankend; ein Mal empfahlen sie, man solle vorläufig nachgeben, bis man eine neue Verschwörung ins Werk setzen könnte; in der nächsten Stunde verlangten sie die Verhaftung aller Arbeiter-Komitee's; am nächsten Tage waren sie gar geneigt, dem „schneidigen“ General Befehl zu geben, irgend einen Vorwand zu einem abermaligen großen Massakre aufzufuchen. Aber da erinnerten sie sich wieder, daß die Soldaten in der „Schlacht“ von Trafalgar Square über die Mezelei, welche die Maschinen-Kanonen angerichtet, so verblüfft waren, daß sie sich weigerten, eine zweite Salve abzugeben; und so kamen die Rathgeber zum Entschluß, daß es doch besser sei, ein derartiges Massakre nicht noch einmal zu versuchen.

Eine preussische Grundeigentumsstatistik.

(Nach einer Arbeit des Direktors des statistischen Bureau's.)

Als Großgrundbesitz sind Landgüter mit einem Grundsteuerertrag von über 1500 Mk., als mittlerer Besitz von 300 bis 1500 Mk., als Kleinbesitz unter 300 Mk. angenommen; der Parzellenbesitz ist derjenige, der dem Eigenthümer nicht den zum Leben nöthigen Ertrag gewährt.

Es entfallen:

auf den	Besitzungen	pCt.	Nutzbaufläche	pCt.
Großgrundbesitz	32 488	2,1	9 073 187 ha	37,9
Mittl. Besitz	182 410	11,7	7 112 150 „	29,7
Kleinbesitz	266 187	17,1	4 509 869 „	18,9
Parzellenbesitz	1 078 627	69,1	3 238 236 „	13,5

Von der Gesamtzahl der Besitzungen kamen in den einzelnen Provinzen in Prozenten auf den

	Großgrundbesitz	Mittl. Besitz	Kleinbesitz	Parzellenbesitz
Ostpreußen	1,9	12,9	28,9	56,3
Westpreußen	3,3	11,0	21,7	64,0
Brandenburg	2,0	15,4	16,3	66,3
Pommern	3,6	11,3	20,3	64,8
Schlesien	1,8	8,4	11,5	78,3
Posen	2,5	6,2	28,6	62,7
Sachsen	3,4	16,6	11,3	68,7
Schleswig-Holst.	6,5	27,2	15,4	50,9
Hannover	2,3	18,8	24,6	57,3
Westfalen	1,5	14,4	14,8	69,3
Hessen-Nassau	0,3	6,8	16,1	76,8
Rheinland	0,9	5,8	14,9	78,4

Nach der Zahl der Liegenschaften ist somit der Großgrundbesitz und der mittlere Besitz am stärksten in Schleswig-Holstein vertreten, der Kleinbesitz in Ostpreußen und Posen, der Parzellenbesitz in Rheinland, Schlesien und Hessen-Nassau.

Ein anderes Aussehen gewinnt die Sache, wenn man die gesammte nutzbar e Fläche zu Grunde legt und die procentuale Vertheilung derselben auf die vier Kategorien berechnet:

	Großgrundbesitz	Mittl. Besitz	Kleinbesitz	Parzellenbesitz
Ostpreußen	33,5	29,7	28,7	8,1
Westpreußen	44,9	23,1	21,5	10,5
Brandenburg	42,9	29,2	16,5	11,4
Pommern	62,0	17,6	13,3	7,1
Posen	59,0	12,1	18,9	10,0
Schlesien	50,4	19,6	11,7	18,3
Sachsen	38,0	38,1	12,3	11,6
Schleswig-Holst.	28,7	50,5	11,6	9,2
Hannover	12,4	52,4	23,3	11,0
Westfalen	17,7	43,3	19,5	19,5
Hessen-Nassau	10,5	28,5	30,9	30,1
Rheinland	14,4	23,4	27,8	34,4

Besonders stark ist demnach der Großgrundbesitz in Pommern, Posen und Schlesien, dagegen sehr schwach in den westlichen Provinzen, während der mittlere Besitz in Hannover und Schleswig-Holstein den größten Antheil an der Gesamtfläche aufweist. Der Klein- und Parzellenbesitz ragt hervor in Hessen-Nassau und in der Rheinprovinz, ersterer auch in Ostpreußen.

Ein Arbeiter-Haushaltsbudget.

E. A. Ein Arbeiter aus dem Wupperthal giebt uns folgende Auskunft über die Lebenshaltung der dortigen Arbeiter. Nach Urtheilen von Arbeitern, denen der Verfasser seine Berechnungen vorgelegt hat, sind die Angaben noch viel zu günstig.

Vorauszuschiden ist, daß die Mac Kinleybill in den letzten Monaten hier sehr unheilvoll gewirkt hat. Der Wupperthaler Textilindustrie wurde der amerikanische Markt verschlossen. Die Amerikaner produziren die Erzeugnisse, welche sie ehemals aus Deutschland bezogen, selbst; deutsche Arbeiter werden von den amerikanischen Fabrikanten über den Ocean geholt; ihre Kräfte treten in den Dienst der transatlantischen Konkurrenz und machen somit den Arbeitern des Mutterlandes ihr Dasein immer schwerer.

So erklärt es sich denn sehr leicht, daß der Lohn, ohnehin in früheren Jahren nicht hoch, jetzt in keinem Verhältniß mehr zu den Kosten des Lebensunterhaltes steht. Doch lassen wir dafür das folgende Budget einer Familie von 6 Personen: Vater, Mutter und 4 Kinder im Alter von 2—12 Jahren, reden.

Die Ausgaben betragen jährlich:

Für Wohnung (2 Zimmer)	Mk. 170,—
" Steuer	" 3,—
" Kartoffeln (wöchentlich 2 Mk.)	" 104,—
" Fleischwaren (wöchentlich 1,20 Mk.)	" 62,40
" Brod und sonstige Backwaren	" 200,—
" Butter (wöchentlich 1,50 Mk.)	" 78,—
" Käse " 0,50 "	" 26,—
" Mehl " 0,60 "	" 31,20
" Gemüse " 1,50 "	" 78,—
" Del u. Seife " 1,50 "	" 78,—
" Bier u. Branntwein (wöchentl. 1 Mk.)	" 52,—
" Kleidung und Wäsche	" 200,—
" Schuhzeug	" 100,—
" Zeitungen („Freie Presse“)	" 7,20
" Schulbücher, Papier, Tinte, Federn	" 20,—
" Sonstige kleine Ausgaben	" 30,—
Insgesamt Mk. 1239,80	

Nun beträgt der Verdienst des bestgestellten Arbeiters oder Kleinhandwerkers der Textilbranche wöchentlich höchstens 18—20 Mark, jährlich also 936—1040 Mark. Es stellt sich also ein Defizit von 303,80 resp. 199,80 Mark heraus. Jedenfalls dürfte sich dasselbe nicht unter 200 Mark belaufen. Das klingt erstaunlich, aber es ist buchstäblich wahr.

Wir haben für unsere Darstellung dabei nicht einmal die schlechtesten Familie genommen, auch nicht eine solche, in welcher der Alkohol seine Verwüstungen anrichtet. Die obige Berechnung ist vielmehr das Budget einer eben menschenwürdig lebenden Wandwitzer- oder Weberfamilie. Es giebt wöchentlich höchstens zweimal Fleisch in den Topf und das wird Feder zugestehen, dürfte sicherlich nicht zu viel sein. Man darf von einem kräftigeren Arbeiter gewiß nicht verlangen, gemäß dem Kochbuch des Kaplan Hitze zu leben, sich von einer Knochenbouillon — vulgo Leimbrühe, die nicht einmal die Hunde mögen, zu ernähren.

Ein eigentümliches Problem stellt die Deckung des Defizits dar. Zunächst werden Schulden gemacht. Mancher Arbeiter hat beim Kaufmann allein zweihundert Mark Schulden; Bäcker, Fleischer — alle werden angeborgt. Wird die Sache zu schlimm, so wird in einen andern Stadtteil übergesiedelt. Die kleinen Gewerbetreibenden machen denn auch massenhaft Bankrott infolge der schlechten Schuldner.

Im Ganzen aber bleibt doch immer nur ein Mittel übrig: den Sahnachtmeien enger schnallen.

Aus dem sozialen Leben.

Die „Münchener Post“ berichtet über eine Thatsache, die so unglücklich sie klingt, doch gerade für unsere Verhältnisse äußerst charakteristisch ist:

Des Bettlers Kredit. Wenn wir sagen wollten, daß ein Bettler eher Kredit findet, als mitunter selbst der fleißigste Arbeiter, so würde uns vielleicht mancher unserer Leser der Uebertreibung beschuldigen. Und doch ist es so. Die Landshuter Polizei zeigte nämlich zur Wintersonnezeit in den Zeiten, wo große Arbeits- und Verdienstlosigkeit unter der ärmeren Bevölkerung herrschte und diese den Ausfall an Verdienst durch Betteln zu ergänzen suchte, anerkenntswürdige Nachsicht. Mit einem Male ist auch sie schneidig geworden und hat den Leuten heuer das Betteln verboten. Wahrscheinlich wollte sie gleichfalls mitarbeiten an dem „sozialen Reformwerk“ unserer Ordnungsparteien. Sie dachte natürlich gar nicht daran, daß sie damit auch solche Geschäftsteile schädigen würde. Zwar sind die Bettler von der Straße gewiesen, aber ihre ökonomische Lage hat sich nicht gebessert, im Gegenteil verschlechtert. Als Bettler waren sie zahlungsfähig, als Arbeiter sind sie nicht mehr im Stande, ihre Schulden zu bezahlen. Zum Beweise folgendes: Kam jüngst ein Reisender

nach Landshut, um unter andern bei einer Krämerin einen kleinen Betrag einzulassen. Die Frau erklärte, nicht in der Lage zu sein, ihren Zahlungsvorgängen nachzukommen und motivierte dieselben in einer Weise, welche für unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse eine schwere Anklage involvierte. Sie sagte nämlich: „Wissens, früher haben die Leute betteln dürfen und da waren sie im Stande, ihre oft auf 70 und 80 Mk. bei mir allein erwachsene Schuld zu bezahlen. Heuer hat die Polizei den Bettel verboten, und da können sie nicht mehr zahlen. Diejenigen aber, welche wirklich Arbeit haben, verdienen höchstens 1,80 Mk., das langt ihnen kaum zum Leben und so bleibt fürs Schuldenzahlen nichts mehr übrig. Und so bleiben die Schulden hängen, und es ist keine Aussicht je vorhanden, womit sie sie zahlen sollten. Auch ich kann deshalb nichts zahlen, weil ich nichts reinkrieg.“

Aus dem Leben der Großstadt. Ein Berichterstatter erzählt folgenden Vorfall, der sich kürzlich in einer Berliner Gemeindschule ereignete. Während der Unterrichtsstunde war ein 8jähriger Knabe so fest eingeschlafen, daß der Lehrer ihn energisch emporraffen mußte. Aufgeschreckt hat der Kleine, ihn nicht zu bestrafen, er könne nicht dafür; um 12 Uhr Abends käme er erst zu Bett und um 1/2 Uhr müßte er schon wieder aufstehen. Die Anwesen des Kindes erwiesen sich als richtig. Bis Mitternacht müßte es auf den Straßen Streichhölzer feil halten, und vor 5 Uhr morgens schon wieder bei einem Bäckermeister zum Austragen der Frühstücksbeutel antreten, deren es 150 zu besorgen hatte.

In der „Köln. Btg.“ stand kürzlich folgendes **Heiraths-gesch:** „Ich suche für meinen Bruder, einen jungen evangelischen Priester von gediegener Herzens- und Gemüthsbildung und angenehmem geschneidigen (?) Aeußern, eine passende Lebensgefährtin. Da er jedoch selbst kein wesentliches Vermögen besitzt, müßte die junge Dame selbst etwa 50,000 Mark haben.“

Die jüngste Millionärin der Welt ist eine zwei Jahre alte Amerikanerin, Miss Terry. Sie besitzt gegenwärtig schon 30 Millionen Pfund Sterling (600 Millionen Mark) und wird nach dem Tode ihrer Mutter noch mehrere Millionen Pfund Sterling erben. Eine der vielen Gouvernanten der jungen Millionärin machte jüngst die Reise von New-York nach Paris — um für die Puppen ihrer kleinen Herrin Kleiderstoffe nach der letzten Mode einzukaufen. Sie hat thatsächlich Stoffe im Wert von mehr als 10 000 Fr. (8000 Mk.) nach America gebracht.

Annoncen aus bürgerlichen Glättern: „Zum Herbst d. J. habe ich viele junge Arbeiterfamilien abzugeben. Zu folgende empfehle ich Knechte und Jungen unter günstigen Bedingungen. Josephy's Haupt-Agentur, Schwaben in M. Das Geschäft besteht seit 1870.“

(Braunschweiger Staatsanzeiger.)
„Knechte versende jede Bahnstation zu billigen Preisen. D. W. von Malzewski, Posen.“

(Industrie u. Landwirthschaft, Nr. v. 4. März.)
„Eine große Anzahl Mädchen, Kutscher, Knechte und Jungen treffen bei mir ein und habe ich solche unter günstigen Bedingungen abzugeben.“

Auch empfehle ich noch 25 Arbeiterfamilien.
Auf Arbeiter und Arbeiterinnen zum Müdenbau nehme ich schon jetzt Bestellungen entgegen.“ (Hannov. Courier.)

Die „Kreuz-Ztg.“ schreibt: Unter dem melancholischen Titel „**Fälle von Hunger in der Metropole**“ erscheint alljährlich ein englischer Parlamentsbericht, welcher dieser Tage für das Jahr 1890 veröffentlicht worden ist. Es gab, wie aus demselben zu erhellen ist, im vergangenen Jahre nicht weniger als 31 Fälle, in welchen die Leichenbeschauer-Jury als Todesursache Hunger oder Entbehrung angab. Häufig sind nicht einmal die Namen der Unglücklichen, welche in der reichsten Stadt der Welt den Hungertod sterben, zu ermitteln. Im Vorjahre kam jedoch nur ein einziger deraartiger Fall vor, über welchen der Bericht in lakonischer Kürze meldet: „Unbekannter Mann, am Theisenfer gefunden. Alter etwa 35. Starb im Januar an durch Hunger und Kälte hervorgerufener Bronchitis.“ In zwei Fällen stellt der Bericht fest, daß die bedauernswürthen Opfer sich an die Armenbehörden wandten, von diesen jedoch abgewiesen wurden. Beide waren Frauen über 60 Jahre. „Hunger und Noth“ und „Bronchitis infolge von Hunger und elender Wohnung“ lauteten die Urtheile des Leichenbeschauers. In Hadney starb im Alter von 70 Jahren eine andere arme Frau an „Erstbörung infolge von Hunger“. Schwindsucht, verursacht durch Hunger und Kälte“ war die Todesursache einer erst 45jährigen Frau. Die Hilfe des Armenhauses wurde einzeln der unglücklichen Geschöpfe zu spät angeboten, und wir erfahren, daß sie „von der Strafe in sterbendem Zustande aufgenommen wurden“.

Wer ist denn schuld daran, daß jährlich einunddreißig Menschen in London verhungern müssen, während neben ihnen alle Herrlichkeiten der Erde ausgebreitet sind, bereicherte „Kreuz-Zeitung“, hm?

Garemswirthschaft eines „christlichen“ Fabrikanten. Die kapitalistische Wirthschaft hat es dahin gebracht, daß der abhängige Arbeiter dem kapitalistischen Unternehmer nicht nur seine Arbeitskraft, sondern häufig genug auch seine Bestimmung, seine unveräußerlichen Menschenrechte, ja, seine Ehre verkaufen muß, nur um des lieben Lebens willen. Ganz besonders ist dies bei den weiblichen Arbeitern der Fall. Die entwürdigenden und empörendsten Zustände in den Fabriken mit weiblichen Arbeitern sind schon häufig Gegenstand der Erörterung in der sozialistischen Presse gewesen und Kenner der Verhältnisse wissen, daß die bedauernswürthen Geschöpfe der brutalen Willkür und den schamlosen Zumuthungen der Fabrikherren, Metzger und Werkführer oft willenslos unterworfen sind, sofern sie ihre Existenz behalten und nicht auf die Straße geworfen sein wollen. Ähnlich lagen die Zustände auch in einer Bremer Zigarrenfabrik. Die dort beschäftigten Arbeiterinnen wurden von dem Fabrikanten als willkommene Beute bei Befriedigung seiner sinnlichen Gelüste betrachtet und die armen Geschöpfe wagten nicht, dem Fabrikpacha Widerstand zu leisten. Die Folgen der Extravaganzen des letzteren blieben denn auch nicht aus, doch wußte sich der kluge Geschäftsmann etwaige pekuniäre Opfer, die ihm aus seinem Treiben erwachsen wären, vom Hals zu halten. Die Opfer seines schamlosen Treibens aber müssen nun für die Sünden ihres „Brotherns“ mit büßen. Mit Arbeiterinnen wurden dieser Tage verhaftet, weil sie im Verdachte stehen, sich des Verbrechens wider das Leben nach § 218 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht zu haben. Der Eigentümer der Fabrik ist ebenfalls verhaftet worden, weil er sich der Anstiftung oder Beihilfe zu diesem Verbrechen schuldig gemacht haben soll. Natürlich erregt die Geschäfte in den Kreisen unserer von Tugend, Sitte und Moral triebenden spießbürgerlichen Kreise das peinlichste Aufsehen, zumal vor gar nicht langer Zeit erst eine ähnliche Skandalaffäre aus den sogenannten „besseren“ Kreisen an die Oeffentlichkeit kam.

Wie es in „gebildeten“ Kreisen zugeht, zeigte ein in Berlin verhandelter Prozeß. Die Thatsachen, die sich da ergaben, erinnern an die Pragelei auf der Zuckerbörse in Magdeburg vor etwa zwei Jahren, wo die hochgebildeten Ordnungsmänner auf einander einhieben, wie es in älteren Zeiten zuweilen auf den Herbergen vorkam.

Diesmal handelt es sich um die Generalversammlung einer Aktiengesellschaft.

Man will dem Direktor nicht wohl, weil er nicht genug Dividende herausbrachte. Also macht man vor der Generalversammlung einen Schlaachtplan. Es werden ordentlich Banditen gedungen. Eine Anzahl verkommener Kerle erhalten 3 Mark für den Tag. Es werden ihnen zum Schein Aktien übertragen und sie erhalten Eintrittskarten zur Generalversammlung. Ein Herr Affessor Sch. versammelt die Bande am Tage vorher um sich und macht den Schlaachtplan. Es heißt, die Generalversammlung muß gepregelt werden. Ein Kaufmann wird durch Drehen des Schnurrbartes das Zeichen geben, dann soll es losgehen. Tische und Stühle sollen umgeworfen werden und dann weiter.

Nach diesem Plane wurde gearbeitet. Das Protokoll des Notars, der statutenmäßig der Versammlung beizuhören mußte, zeigt große Lücken, weil man ihm das Littern:z über d. B. Protokoll gegeben hat. Dann jurchbarer Tumult. Man warf sich mit faulen Apfelsinen u. s. w., Knäpkel wurden drohend erhoben, ein Stimmengewirr entwickelte sich und plötzlich war der Vorstandstisch, an welchem der Leiter der Generalversammlung, Affessor Sch. und der instrumentirende Notar saßen, umgestürzt, die Tinte ging im großen Strome über das Protokoll und Alles mußte flüchten.

Hier endete die Verhandlung mit — Freisprechung sämtlicher Angeklagter.

Briefkasten.

Proportionalwahl. Indem ich Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten bestens danke, bitte ich um freundliche Einsendung des Ramifikations zur vorherigen Durchsicht. Bescheid wird umgehend erfolgen.

Ch. L. Baden-Baden. Besten Dank. Die Notiz ging durch eine Menge Zeitungen und ist einem Blatte entnommen. Gruß von W.

O., Schwarzburg. Gleichfalls besten Dank; das Blatt geht mir auch zu, und eine Entgegnung auf den Artikel war schon für vorige Nummer fertig, konnte aber wegen Raum-mangels nicht abgedruckt werden.

Empfehle mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal
O. Witzke, Stallhofstr. 61.

Allen Parteigenossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bierlokal
Potsdamer Bier.
August Insinger
Krautzstr. 48.

Dr. Kublmeys's Restaurant
Berlin C., Rosenstr. 30 (Gute Neue Friedrichstr.)
(J. B.: Julius Wernau).

Empfehle allen Kollegen und Genossen mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal
Berkehrlokal der **Hauerer**.

Arbeits-Nachweis der Steinbrücker und Litho-
graphen und der Hilfsbuch-Arbeiter.
Zahlstelle der Arbeiter-Bildungsschule.

Kranzbinderrei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße),
Bekannte Preise. Auch Versandt.
Väntlich und zur.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

**Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer
Berlins und Umgegend.**

Ordentliche Mitglieder-Versammlung
an Montag, den 1. Juni, Abends 6 Uhr, in „Grotweil's Bier-Hallen“,
Kommandantenstraße 77/79.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag. Referent: Herr Peus. 2. Verschiedene sehr wichtige
Vereins-Angelegenheiten.

Quittungsbuch legitimirt. Der Vorstand.

Zahlreiches Erscheinen ist unbedingt notwendig.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik
von
MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Porzheimer und Hanauer Fabrikanten er-
möglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste
ausgeführt.



Restaurant zum „Zukunftsstaat“
Adolph Scholtz,

Rastanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).
Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

Allen Parteigenossen empfehle mein
Restaurant „Zum rothen Meer“.

W. Haugk, Boeddystraße 12.

Herrren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maasß,
empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Hauerer, Wernau, Dimmia, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Platz 55.